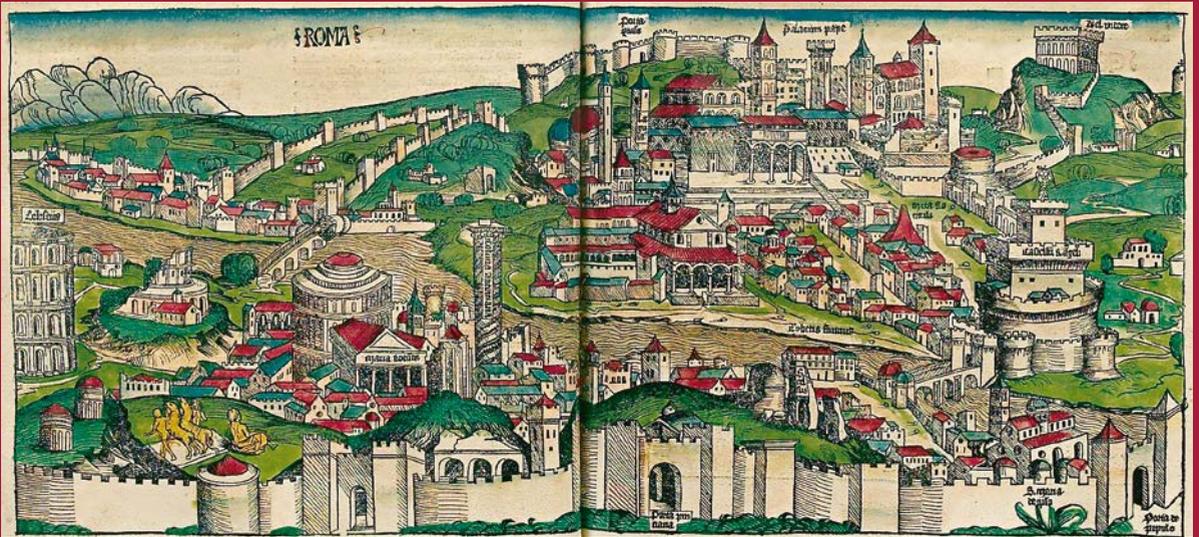


Gian Carlo Alessio Peter Erhart Renato Martinoni
Antonella Piazza Karl Schmuki Ernst Tresp

Sankt Gallen und Italien San Gallo e l'Italia



SANKT GALLEN UND ITALIEN
SAN GALLO E L'ITALIA



Kupferstich der Stadt St.Gallen im Zeitalter der Gegenreformation, aus: Paulus Bertius, *Commentariorum Rerum Germanicarum libri tres*, Amsterdam 1616, Bd. 3, S. 660.



Italien-Karte aus «Voyages historiques de l'Europe», Bd. 3, Paris 1695, vor Seite 1.

Gian Carlo Alessio Peter Erhart Renato Martinoni
Antonella Piazza Karl Schmuki Ernst Tresp

Sankt Gallen und Italien San Gallo e l'Italia

Hrsg. von / a cura di
Renato Martinoni e Ernst Tresp

Stiftsbibliothek Sankt Gallen / Società Dante Alighieri
Verlag am Klosterhof Sankt Gallen 2008

Danksagung

An dieser Stelle möchten wir uns bei den Institutionen bedanken, welche die Drucklegung durch ihre finanzielle Unterstützung möglich gemacht haben: dem Consolato d'Italia in San Gallo e nel Liechtenstein, der Kulturförderung des Kantons St.Gallen, der Banca Popolare di Sondrio, dem Stiftsarchiv St.Gallen, dem Roedel-Fond der Universität St.Gallen, dem Institut auf dem Rosenberg, dem LCI – Ente per la Lingua e Cultura Italiana di San Gallo, dem Centro Socio-Culturale Italiano di San Gallo und dem Katholischen Konfessionsteil des Kantons St.Gallen.



CONSOLATO D'ITALIA
IN SAN GALLO E
NEL PRINCIPATO DEL LIECHTENSTEIN

Kulturförderung
Kanton St.Gallen



Abbildung/In copertina: Darstellung Roms/Veduta di Roma (aus Hartmuts Schedels Weltchronik, gedruckt 1493 bei Anton Koberger in Nürnberg, Bll. 57v–58r. Stiftsbibliothek St.Gallen, Ink.-Nr. 1300 – Bandsignatur: BB links I 1).

Impressum

© 2008 Verlag am Klosterhof, St.Gallen

Gestaltung, Satz, Druck und Ausrüstung: Cavelti AG, Gossau

ISBN 978-3-906616-86-5

Inhaltsverzeichnis / Indice

Vorwort	9
Prefazione	11
 KARL SCHMUKI	
Aus der Geschichte der gedruckten fremdsprachigen Führer durch die Stiftsbibliothek St.Gallen	13
 ANTONELLA PIAZZA	
La traduzione della nuova guida della Biblioteca abbaziale di San Gallo	25
 ERNST TREMP	
Von Vergil bis Bagnato. Italien in Zeugnissen der Stiftsbibliothek St.Gallen	31
 GIAN CARLO ALESSIO	
Il ruscello delle scienze. Fra cronaca e militanza storiografica	47
 RENATO MARTINONI	
Il carcere di Quintiliano. San Gallo nella letteratura italiana	63
 PETER ERHART	
<i>Diarium Romani itineris</i> : Die Grand Tour zweier St.Galler Mönche nach Rom und Neapel im Jubeljahr 1700	87
 PETER ERHART	
Zwei unbekannte Ansichten des Vesuv aus dem Jahr 1738 in der Stiftsbibliothek St.Gallen	125

Die Autoren / Gli Autori

Giancarlo Alessio è professore ordinario di Letteratura Medievale all'Università «Ca' Foscari» di Venezia.

Peter Erhart ist stellvertretender Stiftsarchivar von St.Gallen.

Renato Martinoni è professore ordinario di Letteratura Italiana all'Università di San Gallo; insegna contemporaneamente Letteratura Comparata all'Università «Ca' Foscari» di Venezia.

Antonella Piazza, laureata in filosofia in Italia e diplomata in traduzione in Svizzera, vive e lavora come traduttrice libera professionista a San Gallo.

Karl Schmuki ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Stiftsbibliothek St.Gallen.

Ernst Tresp ist Stiftsbibliothekar von St.Gallen und nebenamtlicher Titularprofessor für Geschichte des Mittelalters an der Universität Freiburg i.Ü.

Vorwort

«Italiam, Italiam!» – seit die Flüchtlinge aus Troja in Vergils Äneis beim Anblick der italischen Gestade in diesen Jubel ausbrachen, ist Italien das gelobte Land der abendländischen Kultur. Kein anderes Land hat beim Aussprechen seines Namens einen solchen Klang, weckt dabei so viele Assoziationen. Von seinem Boden aus haben die römische Zivilisation und das Christentum Europa erobert, von Italien aus haben immer wieder Kunst und Wissenschaft auf die Länder nördlich der Alpen ausgestrahlt. Italien und insbesondere Rom, die geistliche Mitte des christlichen Abendlandes, sind seit dem Mittelalter das Ziel von Heerscharen von Besuchern, von Pilgern ebenso wie von profanen Bildungsreisenden.

Das Thema der religiösen, kulturellen und literarischen Beziehungen zu Italien erscheint uferlos. Sich darauf einzulassen, ist, auch eingegrenzt auf St.Gallen, ein gewagtes Unterfangen. Mannigfaltig und kaum überblickbar sind die Verbindungen des Gallusklosters zu Italien während der elfhundert Jahre seines Bestehens; davon zeugt die geistige Hinterlassenschaft der Abtei, die in der Stiftsbibliothek und im Stiftsarchiv aufbewahrt wird. Der heilige Gallus selbst kam bekanntlich nicht bis nach Italien. Aber er hiess seinen Diakon Maginald in kalter Jahreszeit über die Alpen nach Bobbio gehen, um Kunde vom Tod des Abtes Kolumban zu erhalten. Mit dieser Schilderung hebt das älteste literarische Zeugnis an, das St.Gallen hervorgebracht hat, die «Vita vetustissima sancti Galli». Damit ist der Anfang vielfältiger Beziehungen des Klosters an der Steinach zu Italien gesetzt. Nicht zu vergessen ist die Stadt St.Gallen, die nicht immer im Schatten des Klosters stand.

Es brauchte den sprichwörtlichen Mut zur Lücke, als wir uns entschlossen, im Herbst und Winter 2006/2007 eine Vortragsreihe über «St.Gallen und Italien» durchzuführen. Den Anlass dazu bot das Erscheinen des neuen Bibliotheksführers der Stiftsbibliothek in italienischer Übersetzung im Jahr 2005. Dass nach der deutschen Originalausgabe und nach der französischen Übersetzung als nächstes – noch vor der spanischen und englischen – eine italienische Übersetzung erarbeitet wurde, hatte nicht allein kulturpolitische Gründe, indem wir unsere dritte Landessprache fördern wollten. Es entsprach auch einem Bedürfnis, denn zahlreich sind die Besucher aus dem italienischen Sprachraum, die alljährlich in die Stiftsbibliothek kommen.

Als der Gedanke einer Vortragsreihe einmal geboren war – der Anstoss dazu ging von Antonella Piazza aus, der Übersetzerin des Bibliotheksführers –, entfaltete er sich fast selbstständig zu schöner Blüte. Man entsann sich zum einen, dass im Jahr 2004 bereits die schöne zweisprachige lateinisch-italienische Gesamtausgabe der St.Galler Klosterchronistik von Ratpert bis zu Conradus de Fabaria erschienen war, betreut von Gian Carlo Alessio, Professor für mittelalterliche Literatur an der Universität «Ca' Foscari» in Venedig, unter Mitwirkung von Dr. Peter Erhart, stellvertretender Stiftsarchivar von St.Gallen – auch das ein schöner Anlass, um die Verbindungen zwischen dem Steinachkloster und der Italianità in Vergangenheit und Gegenwart zu beleuchten. Zum andern weitete sich der Kreis der an der geplanten

Veranstaltung Mitwirkenden aus: auf den Italienischen Lehrstuhl der Universität St.Gallen und auf die Società Dante Alighieri St.Gallen, beide geleitet von Professor Renato Martinoni.

So kam eine zweisprachige Vortragsreihe zustande, die an fünf Mittwochabenden zwischen September 2006 und Januar 2007 stattfand und eine über Erwartungen hinaus zahlreiche Zuhörerschaft deutscher und italienischer Zunge in den Musiksaal des Klosters zu locken vermochte. Die Vorträge waren aus der Gelegenheit heraus geboren, sie verstanden sich als Annäherungen an das weite Thema, als bescheidene Bausteine für eine Darstellung über «St.Gallen und Italien», und hatten keineswegs den Anspruch, ihren Gegenstand umfassend und erschöpfend abzuhandeln. Gleichwohl fügten sie sich ganz ohne Absicht zu einem sinnvollen und ansprechenden Ganzen. Als Folge davon erwog man am Ende der Vortragsreihe auf Anregung von Renato Martinoni, die Vorträge in einer kleinen Broschüre zu vereinen und mit Abbildungen aus Werken der Stiftsbibliothek und des Stiftsarchivs zu illustrieren. Daraus ist dieser schöne Band erwachsen, den wir der geneigten Leserschaft überreichen dürfen.

Dass es so weit gekommen ist, verdanken wir zunächst der Autorin und den Autoren. Sie haben ihre Vortragstexte in eine druckbare Form gebracht und uns bereitwillig zur Verfügung gestellt. Danken möchten wir auch Domenica Catino, der Assistentin am Italienischen Lehrstuhl, für die redaktionelle Betreuung der italienischen Texte und insbesondere Karl Schmuki, dem stellvertretenden Stiftsbibliothekar, der die deutschen Texte und die Bebilderung betreute und die redaktionelle Hauptlast der Publikation trug.

Silvester 2007

Ernst Tremp, Stiftsbibliothekar

Prefazione

Questo volume raccoglie i testi di cinque conferenze promosse dalla Cattedra di Letteratura italiana dell'Università e dalla Stiftsbibliothek di San Gallo, in collaborazione con la locale Società «Dante Alighieri». Sono state tenute nell'autunno-inverno del 2006–2007, nell'ambito di un ciclo dedicato a «San Gallo e l'Italia / St.Gallen und Italien». Tre di essi sono in italiano, gli altri in tedesco. Qua e là mantengono il tono colloquiale concesso dall'occasione. Felice punto di partenza per questa serie di incontri interculturali è stata la pubblicazione del bellissimo volume delle *Cronache di San Gallo*, curato da Gian Carlo Alessio, con introduzione e note di Peter Erhart (Torino, Einaudi, 2006), insieme a quella della *Guida* in italiano della biblioteca abbaziale.

Non paia troppo avventato, o peggio spericolato, l'accostamento fra due luoghi tanto lontani nella geografia e separati dalla barriera delle Alpi. I rapporti politici, economici, culturali, artistici e religiosi fra la città elvetica, posta al centro di un importante crocevia fra il sud e il nord, e l'Italia, risalgono almeno al Medioevo. E basterà ricordare che l'abbazia benedettina sangallese, padrona di vasti possedimenti nella regione, con lunghe, lontane propaggini in Austria e in Germania, ha a lungo goduto un suo soleggiato *piéd-à-terre*, con tanto di viti e di uliveti, insomma di vini piemontesi e di olio, sulla sponda destra (quella «grassa») del Lago Maggiore.

Internazionalmente nota, non fosse che per le forme architettoniche, i fregi, gli affreschi barocchi, è la biblioteca dell'abbazia (la Stiftsbibliothek), che conserva un grande numero di *mirabilia* e di manoscritti medievali miracolosamente scampati – e questo è quasi un *unicum* in Europa – alle guerre, alle invasioni barbariche, alle distruzioni, agli incendi, alle nequizie dell'uomo. Non meno conosciuti sono poi i pizzi di San Gallo, che hanno calamitato nel tempo mercanti e prelati, desiderosi di farne provvista, per le loro botteghe e per le sacrestie; e magari anche scrittori e viaggiatori, incuriositi dall'industria tessile, non meno che dall'amenità dei posti e, soprattutto, dalla fama e dalla ricchezza dei luoghi di cultura.

Come testimoniano i *Casus sancti Galli*, finalmente tradotti e disponibili anche in italiano, la storia dell'abbazia è fatta di momenti di splendore e di altri di cupa desolazione. Il mondo enotrio, non fosse che per motivi religiosi, è spesso al centro degli interessi dei suoi monaci: che si mettono in viaggio, mescolandosi ai pellegrini, per scendere verso la capitale della cristianità; per cercare oggetti preziosi, oro da lavorare, avorio da modellare, documenti, stampe, notizie da riportare in patria (ricca è la presenza dell'Italia negli archivi sangallesi); magari anche soltanto, per dirla con un grande e saggio scrittore del Cinquecento, Michel de Montaigne, «pour en rapporter principalement les humeurs de ces nations et leurs façons, et pour froter et limer leur cervelle contre celle d'autrui».

Questa pubblicazione è dedicata alla memoria di Gaspare Barbiellini Amidei, giornalista (è stato, fra l'altro, direttore del «Tempo» di Roma e vicedirettore vicario del «Corriere della Sera») e sociologo della conoscenza, che ha trascorso parte dei

suoi ultimi anni di vita a San Gallo: offrendo un importante contributo alle attività culturali italofone della città e dando sempre il suo generoso sostegno alla promozione della cultura italiana in Svizzera.

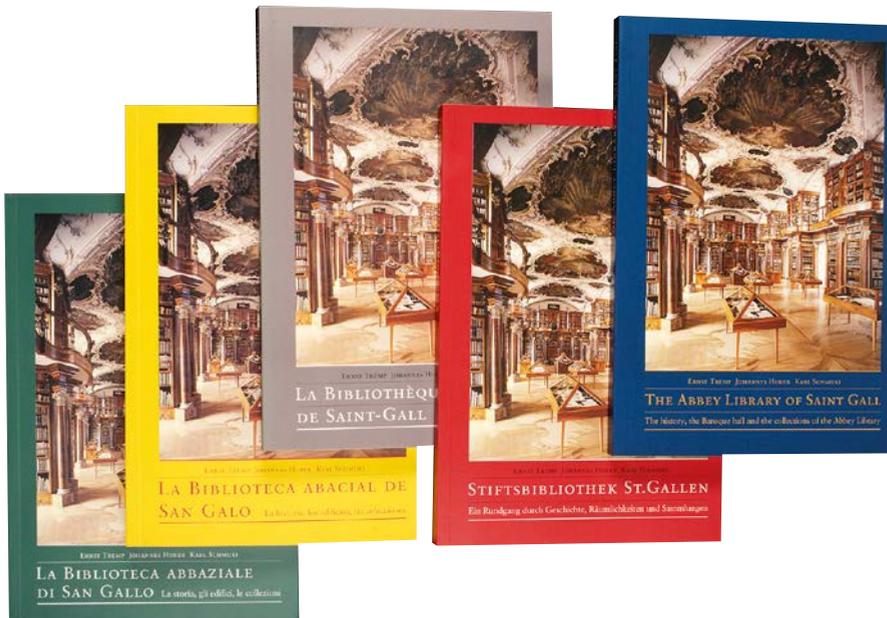
Renato Martinoni

KARL SCHMUKI

Aus der Geschichte der gedruckten fremdsprachigen Führer durch die Stiftsbibliothek St.Gallen

Im September 2005 ist erstmals ein italienischer Führer durch die Stiftsbibliothek St.Gallen im Druck erschienen. Nach der französischen Fassung war dies die zweite Übersetzung des im Jahre 2003 erstmals in deutscher Sprache herausgegebenen neuen Kunst- und Bibliotheksführers «Stiftsbibliothek St.Gallen. Ein Rundgang durch Geschichte, Räumlichkeiten und Sammlungen» in eine Fremdsprache.

Im Rahmen eines auf vier Jahre angelegten Konzepts zur Realisierung des lang-jährigen Desiderates nach gedruckten fremdsprachigen Führern durch die Stiftsbibliothek St.Gallen wurde im Jahre 2004 als erstes die Übersetzung des deutschen Kunst- und Bibliotheksführers von 128 Seiten Umfang in die französische Sprache an die Hand genommen. Jean Steinauer aus dem schweizerischen Freiburg leistete für die Stiftsbibliothek die Übersetzungsarbeit. Antonella Piazza aus St.Gallen übersetzte im darauf folgenden Jahr 2005 denselben Text ins Italienische; im Jahr 2006 erschien die spanischsprachige Übersetzung des Textes, vorgenommen durch die Katalanin Cristina Guergué Izquierdo. Und schliesslich konnte im Sommer 2007 auch eine englischsprachige Übersetzung abgeschlossen und gedruckt werden; hier



Der neue Bibliotheksführer der Stiftsbibliothek in italienischer, spanischer, französischer, deutscher und englischer Sprache.

zeichnete die Engländerin Jenifer Horlent (Baar) als Übersetzerin. Damit kann der grösste und umfangreichste Bibliotheksführer, den die Stiftsbibliothek je herausgegeben hat, dem sehr international zusammengesetzten Publikum von mittlerweile weit über 100 000 Besucherinnen und Besuchern pro Jahr in insgesamt fünf Sprachen angeboten werden.

Es erstaunt vielleicht auf den ersten Blick, dass die englischsprachige Übersetzung zuletzt erschien. Englisch ist – nach Deutsch – die am zweithäufigsten gesprochene Sprache unserer Gäste, aber es gab im Jahre 2004 noch eine grössere Zahl von Exemplaren eines älteren englischsprachigen Bibliotheksführers, den Johannes Duft verfasst und den die beiden amerikanischen Germanisten James C. King und Petrus W. Tax im Jahre 1985 erstmals in die Sprache Shakespeare's übersetzt hatten. Was die übrigen genannten Fremdsprachen, also das Italienische, das Französische oder das Spanische betrifft, gab es bisher einfach noch nichts. Vor vierzig oder gar fünfzig Jahren lagen die Besucherzahlen der Stiftsbibliothek weit hinter denjenigen von heute zurück, die Internationalität war bei weitem noch nicht derart ausgeprägt wie in der globalisierten Welt des beginnenden 21. Jahrhunderts mit den wesentlich einfacheren und auch günstigeren Reisemöglichkeiten. Eine Kosten-Nutzen-Rechnung vor vierzig Jahren hätte so ausgesehen, dass auf die Dauer einzig eine englische Fassung einigermaßen rentiert hätte.

Der kombinierte Cathedral- und Bibliotheksführer von 1955 in Englisch und Französisch

Mit den vier fremdsprachigen Übersetzungen betrat die Stiftsbibliothek – es erstaunt dies eigentlich heute im Jahre 2008 – in weitesten Teilen Neuland. Erstmals wurde im Jahre 1955 ein fremdsprachiger Führer herausgegeben. Es war dies ein «doppelt gemischtes Heftchen» von 18 Seiten Umfang. Dieses Heft, verfasst vom damals 40jährigen Stiftsbibliothekar Johannes Duft (1915–2003) und herausgegeben in der Schweizer Reihe der «Kleinen Kunstführer» des Verlags Schnell & Steiner in München, widmete sich in englischer und französischer Sprache der Kathedrale und der Stiftsbibliothek St.Gallen. Der Aufbau des immerhin mit 19 Schwarzweiss-Bildern ausgestatteten «Stiftsbezirksführers» sah folgendermassen aus: Kathedrale auf Englisch, Kathedrale auf Französisch, Bibliothek auf Englisch, Bibliothek auf Französisch, und dies auf 18 Seiten. Dabei nahm die Kathedrale umfangmässig den etwas gewichtigeren Teil und auch das Titelblatt ein, während die Bibliothek ganz hinten eine – gelinde gesagt – sehr stiefmütterliche Behandlung erfuhr.

Sehr lange, und dies, obwohl der Touristenstrom aus aller Herren Länder ständig im Wachsen begriffen war, bildete dieses kleine Heftchen das einzige Informationsmittel, mit dem sich Gäste, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, in Englisch und Französisch etwas breitere Kenntnisse über den Stiftsbezirk verschaffen konnten. Der französisch-englische Cathedral- und Bibliotheksführer von 1955 mit dem Titel «St.Gall. The Cathedral and the Library» war schon bald

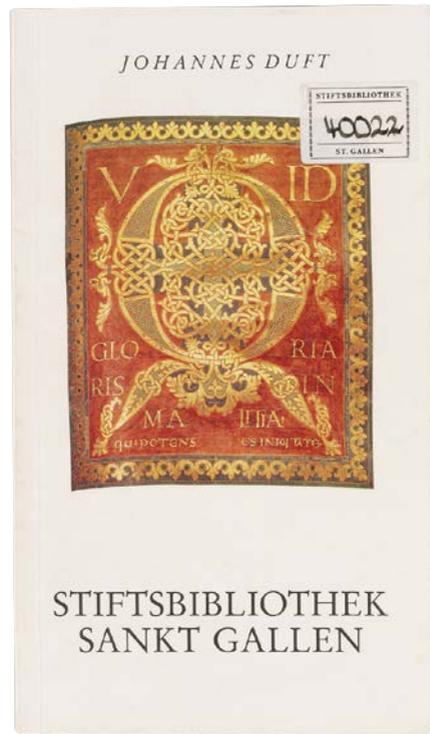


Der erste Kunstführer für englisch- und französischsprachige Touristen zur Kathedrale und zur Stiftsbibliothek St. Gallen, verfasst von Johannes Duft und herausgegeben in München und Zürich im Jahre 1955.

vergriffen und wurde später nicht mehr neu aufgelegt. Es gab zwar schon damals in verschiedenen Sprachen gedruckte Reiseführer über die Schweiz oder den Bodenseeraum, nicht so viele wie heute selbstverständlich, aber darin erhielt und erhält man in der Regel nur «Kurzfutter». Die ehemalige Klosterbibliothek mit ihrer weit über 1000jährigen Geschichte, mit dem prachtvollen spätbarocken Festsaal und der einzigartigen Büchersammlung ist für Gäste aus aller Welt, die sich vertiefte Informationen beschaffen wollen, doch wesentlich inhaltsreicher; mit «Kurzfutter» wird man ihr an und für sich nicht gerecht.

Der erste Bibliotheksführer von Johannes Duft von 1967

Im Jahre 1967 veröffentlichte Johannes Duft im hauseigenen Verlag am Klosterhof erstmals einen Bibliotheksführer in deutscher Sprache. Dieser kleine Bibliotheksführer wurde zu einem Verkaufsschlager und erlebte bis zum Jahre 2001 nicht weniger als zehn Auflagen. Dabei begnügte sich der ehemalige Stiftsbibliothekar nicht mit unveränderten Nachdrucken, sondern passte bei jedem Neudruck den Text und die Sekundärliteratur dem aktuellen Stand der wissenschaftlichen Forschung an, bis ins hohe Alter, weit über seine Zeit als Stiftsbibliothekar (1948–1981) hinaus. Wiederum auf Initiative von Johannes Duft wurde, wie schon oben erwähnt, im Jahre 1985 erstmals die Übersetzung seines Bibliotheksführers ins Englische an die Hand genommen.



Umschlagbilder der ersten und der zehnte Auflage des ersten eigentlichen Bibliotheksführers für Touristen in deutscher Sprache von 1967 respektive 1995.

Im gleichen Jahr wie der deutschsprachige Bibliotheksführer von Johannes Duft, im Jahre 1967, erschien in der Reihe der «Schweizerischen Kunstführer» der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte übrigens auch erstmals ein deutschsprachiger Kathedralführer, verfasst vom jungen Kunsthistoriker Josef Grünenfelder. Dieser 15seitige Führer erlebte seither neun Auflagen, zuletzt einen unveränderten Nachdruck von 2001. Er wurde jedoch, zum Leidwesen vieler St.Gallen-Besucher, nie in eine andere Sprache übertragen.

Der «Stiftsbezirk St.Gallen» in vier Sprachen

Der Rapperswiler Kunsthistoriker Bernhard Anderes verfasste im Jahre 1987 im Auftrag des Amtes für Kultur des Kantons St.Gallen endlich einen grösseren Kunstführer von über 200 Seiten Umfang über den St.Galler Stiftsbezirk. Die kunsthistorische Beschreibung der aktuellen Gebäulichkeiten des UNESCO-Weltkulturgutes St.Gallen steht dabei klar im Mittelpunkt. Von diesem Kunstführer erschienen zwischen 1990 und 1994 der Reihe nach Übersetzungen ins Englische, Französische und Italienische, die auch heute noch zum unveränderten Preis von 16 Franken gerne gekauft werden. Allerdings trägt der Stiftsbezirk-Führer von Bernhard Anderes das

«Handicap», dass er eben rein kunsthistorisch ausgerichtet ist und – was beispielsweise die Stiftsbibliothek betrifft – zwar den Barocksaal und die Handschriftenkammer und einige Gemälde in der Bibliothek präzise und konzis beschreibt, jedoch dasjenige, was im Jahre 1983 massgeblich zur Einstufung des Stiftsbezirks St.Gallen in den Katalog des Weltkulturerbes beigetragen hat, die Handschriften, praktisch vollständig vernachlässigt.

Der Handschriften- und übrige Bücherbestand der Stiftsbibliothek nämlich findet bei Anderes keine angemessene Würdigung. Was wäre der Stiftsbezirk St.Gallen ohne den weltberühmten St.Galler Klosterplan, ohne die Vielzahl von althochdeutschen Sprachdenkmälern, ohne die weltweit schönste erhaltene Sammlung von frühmittelalterlichen Musikhandschriften mit der Notation der Neumen, ohne die liturgischen Prachtcodices des 9. bis 11. Jahrhunderts mit den phantasievollen Initialen, ohne die bedeutenden Rechtshandschriften, die einzigartigen Quellen der Medizingeschichte oder die schönste Sammlung altirischer Handschriften des Frühmittelalters auf dem europäischen Kontinent? Und gerne würde man – wenn man den Barocksaal und die grandiosen Bücherschätze betrachtet – auch etwas über die Geschichte der St.Galler Klosterbibliothek lesen, die auf eine weltweit fast einzigartige ununterbrochene Kontinuität von weit über 1200 Jahren zurückblicken kann.

Geschichte – Barocksaal – Manuskripte

Eine vergleichbare Arbeit hatte zwar bereits Johannes Duff mit seinem Bibliotheksführer von 1967 geleistet, allerdings, bedingt in erster Linie durch finanzielle Engpässe, in sehr kleinem Format und auf dem äusserst knappen Raum von vorerst 28 und später 32 Seiten. Johannes Duff's logische Aufteilung in «Geschichte – Barocksaal – Manuskripte», die im Untertitel sichtbar wird, haben die Buchautoren des Stiftsbibliotheksführers aus dem Jahre 2003 übernommen, aber der Umfang des Buches ist markant angewachsen: Statt 32 kleinformatige sind es jetzt 128 grössere Seiten, und statt fünf Bilder, wie in der letzten, der 10. Auflage von Duff's Bibliotheksführer, konnten die Verfasser, auch dank den riesigen Fortschritten in Sachen Bildreproduktion, gar etwas mehr als hundert Farbillustrationen einrücken, die den Führer zusammen mit der ansprechenden Gestaltung durch einen Fachmann sowohl zu einem ästhetischen Bijou als auch zu einem immer noch handlichen Reisebegleiter machen. Die Verfasser sind Stiftsbibliothekar Ernst Tresp, der eine Geschichte der Bibliothek beigesteuert hat, Kunsthistoriker Johannes Huber, der den barocken Bibliothekssaal und die weiteren, zur Stiftsbibliothek gehörenden Räumlichkeiten wie die Handschriftenkammer oder das Lapidarium beschreibt, sowie Karl Schmuki, der die Bücherschätze, das heisst primär die Handschriften, vor den Augen der Besucherinnen und Besucher ausbreitet und präsentiert. Der deutschsprachige Bibliotheksführer von 2003, gedruckt in mehr als 5000 Exemplaren, ist ausverkauft und wurde im Sommer 2007 durch eine aktualisierte Neuauflage ersetzt. Zu aktualisieren waren in erster Linie die Entwicklungen im so genannten

Kulturgüterstreit zwischen St.Gallen und Zürich, der im Frühling 2006 mit einer Kompromisslösung beigelegt werden konnte.

Die Entstehung des neuen Bibliotheksführers

Die Übersetzungen dieses Bibliotheksführers ins Französische, ins Italienische, ins Spanische und ins Englische entsprechen, nach den ersten Reaktionen und Erfahrungen zu schliessen, einem grossen Bedürfnis. Immer wieder wurde – nachlesbar beispielsweise in den im Barocksaal aufgelegten Besucherbüchern, in die man seinen Namen und allfällige Bemerkungen hineinschreiben kann – auf das Fehlen von umfassenderen Informationen über die Bibliothek in anderen Sprachen als Deutsch aufmerksam gemacht. Natürlich war dies den Verantwortlichen der Stiftsbibliothek selbst auch bewusst, aber zuerst musste eben ein neuer deutschsprachiger Bibliotheksführer geschrieben werden. Und bereits dies war in dem ständig hektischer werdenden Alltagsbetrieb in der Stiftsbibliothek nicht so einfach von einem Tag auf den anderen zu bewerkstelligen und in die Realität umzusetzen. Noch zu Lebzeiten von Peter Ochsenbein (1940–2003; Stiftsbibliothekar 1981–2000) forderte Johannes Duft die wissenschaftlich tätigen Mitarbeiter immer wieder auf, einen neuen Bibliotheksführer zu schreiben. Endlich, im Laufe des Jahres 2002, nahmen Stiftsbibliothekar Ernst Tremp und Karl Schmuki, unterstützt durch den frei schaffenden Kunsthistoriker Johannes Huber, das Werk an die Hand. Der Graphiker Hans-Peter Kaeser gestaltete sowohl den deutschsprachigen Bibliotheksführer als auch die anderssprachigen Versionen und begleitete diese jeweils bis zur Drucklegung. Ende August 2003, nur gut zwei Monate nach dem Tod von Johannes Duft, konnten die ersten Exemplare des neuen deutschen Bibliotheksführers an der Verkaufskasse aufgelegt werden; mit einer kleinen Vernissage im Musiksaal des ehemaligen Klosters wurde das Werk der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt. Schade, dass Johannes Duft diesen Führer nicht mehr lesen und in Händen halten konnte.

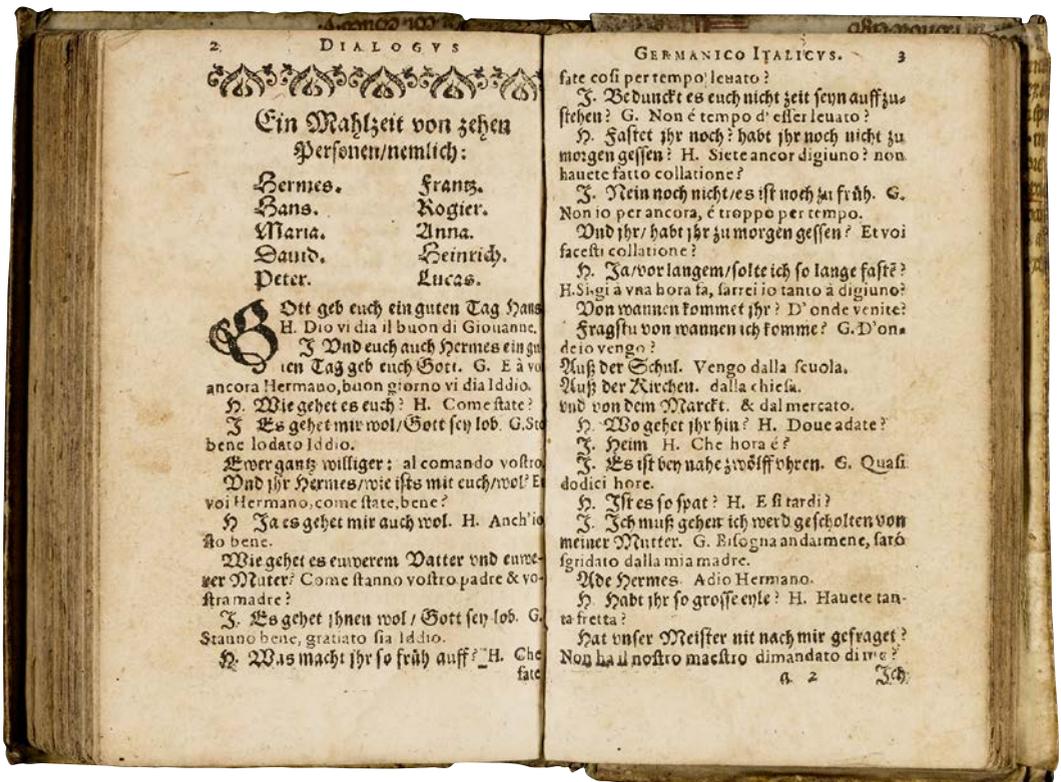
Und ab jenem Zeitpunkt konnte es auch mit den Übersetzungen in die Fremdsprachen losgehen: Die Stiftsbibliothekskommission, die für Ausgaben in grösserem Umfang verantwortlich ist, stand den Anträgen, den Bibliotheksführer ins Französische, ins Italienische, ins Spanische und schliesslich ins Englische zu übersetzen, jeweils sehr positiv gegenüber und bewilligte die für Übersetzung, Satz und Druck benötigten Gelder, natürlich in der Hoffnung, dass sich die investierten Summen irgendeinmal rentieren würden, was im Falle des deutschen Bibliotheksführers bereits der Fall ist. Das Bedürfnis für fremdsprachige Bibliotheksführer ist zweifelsohne vorhanden: Die erfreulich guten Verkaufszahlen sprechen eine deutliche Sprache.

Das grosse Kulturinteresse der italienischsprachigen Gäste

Die Zahl der italienischsprachigen Gäste in der Stiftsbibliothek nahm in den letzten Jahren sehr stark zu (wie übrigens auch jene der Besucherinnen und Besucher aus französisch- und spanischsprechenden Gebieten). Dass sich dabei Italienisch besser verkauft als Französisch und Spanisch, stellt dem Kulturverständnis und dem über die Landesgrenzen hinaus gehenden Kulturinteresse der Bevölkerung des südlichen Nachbarlandes der Schweiz ein sehr gutes Zeugnis aus.

«Die Kultur der Abtei St.Gallen» auf Italienisch

Wenn man italienischsprachige Publikationen über den Stiftsbezirk St.Gallen anspricht, ist sicherlich auch das Buch «Die Kultur der Abtei St.Gallen» des verstorbenen Stiftsarchivars Werner Vogler (1944–2002), in italienischer Sprache «L'Abbazia di San Gallo», zu nennen, das 1991 als Begleitpublikation zu dessen gleichnamiger, die Welt umspannenden Ausstellung erschien. Es ist zwar kein Kunstführer, wie dies



Ausschnitt aus einer fiktiven Unterhaltung zwischen zehn Personen während einer Mahlzeit in einem deutsch-italienischen Sprachführer: Georg Kranitz von Wertheim, *Delitiae Italiae*, Köln 1600, S. 2–3 im zweiten Teil. Stiftsbibliothek St.Gallen, Band-Signatur: JJ r II 33.



Der Barocksaal der Stiftsbibliothek St.Gallen, erbaut zwischen 1758 und 1767.



teilweise bei dem von Antonella Piazza übersetzten Bibliotheksführer «La Biblioteca Abbaziale di San Gallo» oder im Werk von Bernhard Anderes «L'abbazia di San Gallo» fast ausschliesslich der Fall ist, aber es ist eine in grösserem Stil vertriebene Publikation mit Aufsätzen über verschiedene Aspekte der mittelalterlichen Kultur des Klosters St.Gallen.

Probleme bei der Übersetzung ins Italienische

Nun, meine Arbeit am italienischen Bibliotheksführer konzentrierte sich neben den Kontakten mit dem Buchgestalter und der Mit-Organisation der Drucklegung primär auf eine gewisse wissenschaftliche Begleitung der Übersetzerin Antonella Piazza. Frau Piazza und ich diskutierten und erörterten Fragen, die sie bei ihrer Tätigkeit beschäftigten: Wir befassten uns beispielsweise mit der in italienischsprachigen Publikationen bei weitem nicht immer einheitlichen Schreibweise der bekannten und berühmten Eigennamen wie Wiborada, Ekkehart oder Notker oder wogen ab, wie wir im Verzeichnis der Äbte deren Vornamen schreiben sollten. Soll der Abt Hermann von Bonstetten jetzt Ermanno di Bonstetten heissen oder aber, wie im Deutschen Hermann von Bonstetten, oder gar gemischt Hermann di Bonstetten? Oder soll Bernhard Müller, der Abt des Klosters St.Gallen von 1594 bis 1630, im italienischen Bibliotheksführer Bernardo Müller geschrieben werden? Da hatten wir uns auf gewisse Kriterien zu einigen; mehr über ihre nicht immer einfache und geradlinige Übersetzungsarbeit erzählt und enthüllt Antonella Piazza in ihrem unmittelbar anschliessenden Beitrag.

Mit der Herausgabe der vier fremdsprachigen Fassungen des Führers durch die Stiftsbibliothek St.Gallen wurde ein bedeutender Markstein gesetzt, sowohl aus wissenschaftlichem als auch aus touristischem Blickwinkel. Selbstverständlich wären noch Übertragungen in weitere Sprachen wünschbar, etwa ins Japanische, ins Russische oder ins Chinesische, aber irgendwann geht die bereits oben erwähnte Kosten-Nutzen-Rechnung nicht mehr auf. Sicherlich gilt es, in den kommenden Jahren die Touristenströme zu beobachten und genau zu analysieren. Und dann wird vielleicht eine nächste Übersetzung fällig sein! Welche dies wohl sein wird?

Riassunto

Nell'anno 2003 la Biblioteca abbaziale di San Gallo esaudì il desiderio espresso da lungo tempo dall'ex direttore della Biblioteca Johannes Duft (1915–2003) e pubblicò presso la casa editrice am Klosterhof di San Gallo una nuova guida della Biblioteca, in lingua tedesca. Nei trentasei anni precedenti la piccola guida della Biblioteca, opera di Johannes Duft, era stata venduta ai sempre più numerosi ospiti provenienti da tutto il mondo, dapprima solo in lingua tedesca e dal 1985 anche in inglese. Fino a poco tempo fa tutti i visitatori che non conoscevano il tedesco avevano dovuto

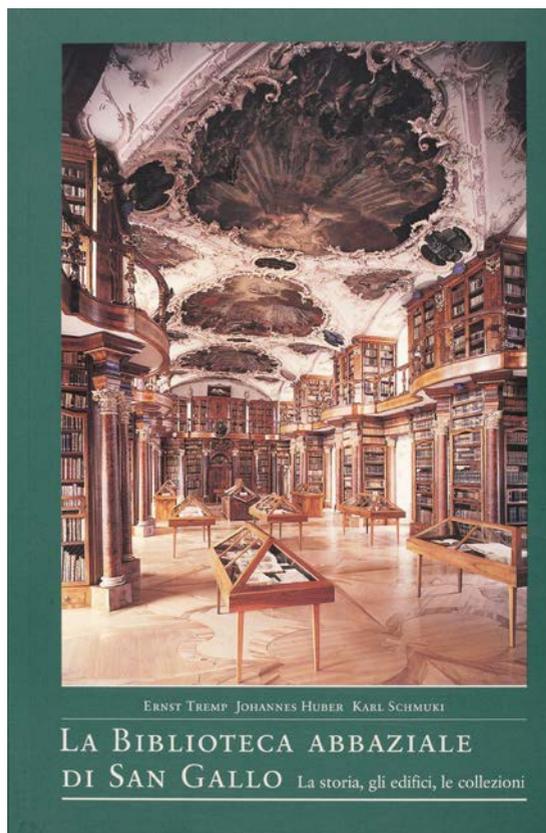
accontentarsi di brevi riassunti storici e di cenni sulla sala barocca della Biblioteca. Tra il 2004 e il 2007, la nuova guida della Biblioteca abbaziale del 2003, opera di Ernst Tremp, Johannes Huber e Karl Schmuki, è stata tradotta nelle lingue straniere più usate: nel 2004 in francese, nel 2005 (da Antonella Piazza, San Gallo) in italiano, nel 2006 in spagnolo e infine, nel 2007, in inglese. In 128 pagine, illustrate da oltre cento fotografie, la nuova guida presenta la storia della celebre Biblioteca abbaziale e della splendida sala barocca nonché di ulteriori locali appartenenti alla biblioteca. Infine, nella terza parte, viene offerta un'ampia panoramica sui tesori librari unici nel loro genere, specialmente sulla collezione di manoscritti altomedievali.

ANTONELLA PIAZZA

La traduzione della nuova guida della Biblioteca abbaziale di San Gallo

Chiunque abbia acquisito una formazione liceale in Italia ha sentito parlare della Biblioteca abbaziale di San Gallo. In tutte le antologie di storia della letteratura italiana è infatti inclusa la famosa lettera del dicembre 1416 in cui l'umanista toscano Poggio Bracciolini comunica a un amico la sua recente scoperta. Bracciolini, a Costanza in occasione del Concilio, aveva trovato nella biblioteca del monastero di San Gallo le *Istituzioni oratorie* di Quintiliano e altri testi classici, di cui parla con grandissima emozione nella lettera.

Quindi potete immaginarvi quale onore sia stato per me ricevere l'incarico di tradurre la guida di questa venerabile e leggendaria istituzione. E ci tengo a sottolinearlo! Infatti benché la mia collaborazione con la Biblioteca abbaziale di San Gallo duri già da una decina d'anni e consista generalmente nella traduzione del testo



La nuova guida della biblioteca di Ernst Tremp, Johannes Huber e Karl Schmuki nella traduzione italiana di Antonella Piazza.

esplicativo che gli ospiti di lingua italiana ricevono quando visitano la mostra annuale, considero la presente guida il più interessante lavoro da me finora svolto.

Trovo assolutamente lodevole il fatto che la direzione della Biblioteca abbia scelto, per ragioni di politica culturale, non solo di tradurre in italiano la guida, ma persino di dare la precedenza alla traduzione italiana rispetto all'inglese, proprio perché l'italiano è la terza lingua nazionale in Svizzera. Una considerazione per l'italofonia non comune, se si osserva che sta andando persa anche a livello della Confederazione svizzera: nel mio lavoro di libera professionista constato spesso la mancanza di traduzioni ufficiali in italiano per molti testi o siti Internet federali.

Ma torniamo alla guida. Non intendo tediare con un trattato traduttologico, ma desidero riportarvi qualche mia riflessione in forma aneddotica. La guida è divisa in tre parti: la prima, di carattere storico, è stata scritta dal direttore della Biblioteca, il professor Ernst Tremp. La seconda riguarda l'architettura e ne è autore il dottor Johannes Huber, mentre il vicedirettore della biblioteca, il dottor Schmuki, si occupa nell'ultima parte delle collezioni di manoscritti.

La prima sfida per me è stata quella di dare una certa omogeneità alle tre parti del testo nella traduzione italiana. Ciò ha implicato un lavoro di redazione più approfondito del solito, successivo alla traduzione vera e propria. Un altro problema, noto anche al dottor Schmuki, è stato quello della traduzione dei nomi propri tedeschi, soprattutto di quelli medievali. Si potrebbe pensare che, almeno per i personaggi più famosi legati alle vicende del monastero, esista una traduzione codificata. Purtroppo non è così, cito solo un esempio: per tradurre il nome di Ekkehart, l'autore dei *Casus sancti Galli*, ho consultato l'enciclopedia Treccani, che scrive Eccheardo. Ho svolto poi ricerche in Internet trovando circa 500 occorrenze per Eccheardo contro circa 30 per Ekkeardo.

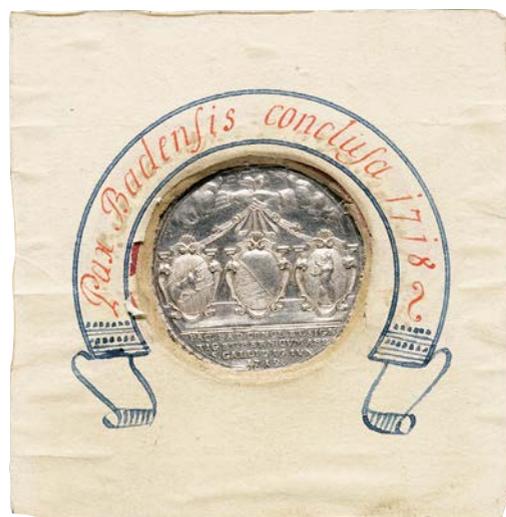
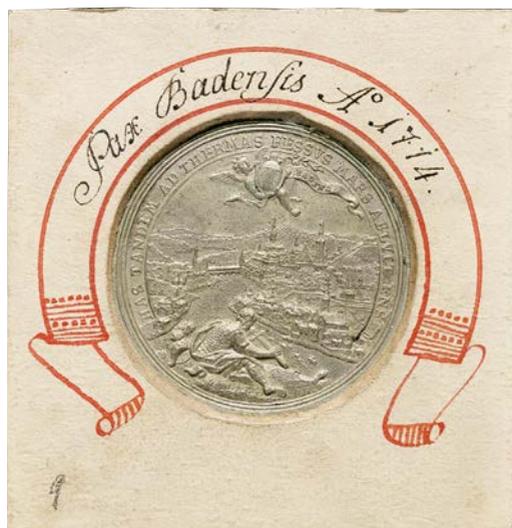
Avendo tuttavia notato che nelle *Cronache di San Gallo* il professor Alessio usava la variante meno diffusa, ho continuato a cercare e ho scoperto che la versione con la «cch» fa rizzare i capelli ai germanisti perché si tratta di una costruzione artificiale, troppo lontana dall'originale tedesco. Quindi alla fine ho scelto di scrivere Ekkeardo, benché questa sia la versione effettivamente meno popolare.

Una pagina che mi ha dato del filo da torcere è stata quella contenente la descrizione dei capitelli carolingi conservati nel lapidario. Per l'ennesima volta ho potuto constatare quale miniera d'informazioni sia l'Internet. Glossari in italiano e in tedesco di storia dell'arte, con le relative illustrazioni, mi hanno aiutato a non perdermi tra foglie di giunco e foglie d'acanto, astragali e fusti rastremati. Non spaventatevi, nella guida solo una paginetta è così tecnica!

Questo lavoro è anche servito a scuotere alcune delle mie certezze. Per esempio ho scoperto che l'enciclopedia Treccani, un pilastro della cultura italiana, non è infallibile: quando ero alla ricerca della differenza tra evangelario ed evangelistario, ho trovato sotto la voce «evangelario» della Treccani la seguente definizione: «libro liturgico contenente i brani del Vangelo da leggersi durante l'anno nella Messa solenne», mentre alla voce «evangelistario» si precisava che si tratta di un sinonimo, meno comune, dell'altro termine. Per sicurezza mi sono rivolta a un collega in Italia,

specializzato in liturgia e mistica cristiana antica e medievale, che mi ha spiegato che l'evangelario contiene solo le letture evangeliche per le domeniche, le feste e le solennità, mentre l'evangelistario contiene le letture evangeliche o pericopi per tutti i giorni dell'anno liturgico.

Mi capita spesso di confrontare testi originali con la rispettiva traduzione eseguita da altri. Se la traduzione si discosta dall'originale tendo sempre a pensare che l'originale contenga la versione corretta e che sia stata la traduttrice o il traduttore a sbagliare. Un esempio dal mio lavoro sulla guida mi ha convinta del fatto che sarebbe opportuno non affrettare il giudizio, a meno che il caso non sia evidentissimo. Nell'originale tedesco della guida si parla dei manoscritti asportati come bottino di guerra dalle truppe zurighesi nel 1712 e mai restituiti. Nella versione tedesca



Monete commemorative della cosiddetta Guerra del Toggenburgo (1712–1718). In alto a sinistra: Monete coniate all'inizio della guerra (1712): il leone di Zurigo e l'orso di Berna vanno in guerra sotto il motto: «Hoc duce pugnamus» (Combattiamo sotto questo comandante [ovvero l'occhio di Dio in cielo]). In alto a destra: Moneta commemorativa della pace di Baden del 1714 (non ratificata dall'Abbazia di San Gallo), con una veduta della città di Baden. In basso a sinistra: Moneta commemorativa della Pace di Baden del 1718 con gli stemmi di Berna, Zurigo e dell'Abbazia di San Gallo. Biblioteca abbaziale di San Gallo, Gabinetto delle curiosità., Collezione numismatica.

leggete che dozzine di manoscritti e centinaia di stampati «si trovano ancor oggi nella Biblioteca Centrale di Zurigo». Quando invece ho consegnato la mia versione definitiva della traduzione sono stata sorpresa di vedermela restituire con la fatidica frase corretta: la Biblioteca centrale di Zurigo non era più menzionata, si diceva invece che manoscritti e stampati «si trovano ancor oggi in *una* biblioteca di Zurigo». Quando ho chiesto spiegazioni il dottor Schmuki mi ha informata sulle trattative in corso con il Canton Zurigo per la restituzione del maltolto. Per ragioni politiche sarebbe stato opportuno restare sul vago. Ora invece si può affermare che la guerra del 1712 si è definitivamente e felicemente conclusa nell'aprile di quest'anno (2006) con l'accordo tra San Gallo e Zurigo per la restituzione di parte dei beni sangallesi. I manoscritti più significativi sono tornati a San Gallo nel settembre 2006.

Dietro la stesura della guida si nasconde un notevole lavoro di ricerca: a questo proposito volevo citare un particolare di cui vado fiera. Per sottolineare l'importanza della biblioteca abbaziale si cita nella guida «ein gewisser Staatsrat Cramer» che in un suo libro del 1822 ha scritto: «In una biblioteca simile ci si lascerebbe volentieri rinchiudere per l'eternità». Qui il problema era da un lato la traduzione di Staatsrat, dall'altro il fatto che in italiano parlare di «un certo consigliere di stato Cramer», riportandone l'opinione è leggermente contraddittorio: o si tratta di un personaggio importante, e allora se ne citano nome, cognome, esatta funzione e possibilmente provenienza, o si tratta di una persona qualsiasi, e allora la sua opinione non è importante. Dalle mie ricerche in un archivio elettronico è risultato il nome completo del giurista e filologo Andreas Wilhelm Cramer, capobibliotecario dell'Università di Kiel. Ho aggiunto questi particolari nella traduzione italiana, segnalandoli al dottor Schmuki, che si è rallegrato della mia scoperta. Le sue ricerche negli archivi cartacei non avevano sortito alcun risultato.

Un'ultima cosa: a me piace se qualcuno fa le pulci alle mie traduzioni, ritengo che non si finisca mai di imparare. Quindi se noterete qualcosa che vi sembra strano, segnalatemelo! Desidero inoltre ringraziare il professor Tremp, il dottor Schmuki, sempre disponibili per chiarire i miei dubbi, la catalogatrice dei manoscritti Stefania Ortelli che ha eseguito la revisione e il signor Hans-Peter Kaeser cui si deve l'ottima riuscita grafica dell'opera.

Zusammenfassung

Zur Vorstellung der italienischen Fassung des Werkes gibt die Übersetzerin einen Einblick in ihre Arbeit. Eine Übersetzung ist ein akribisches und aufwändiges Unterfangen. Umfangreiche Recherchen sind dabei notwendig, vor allem, wenn für einige Wörter noch keine kodifizierte Übersetzung vorhanden ist. Texte zu übersetzen wird damit auch zur dauernden Weiterbildungsaufgabe. Beispielsweise die Namen der Äbte, die auf Italienisch in verschiedenen Varianten zu finden sind. Da musste entschieden werden, welches die philologisch korrektere Version ist und dem deutschen Original am besten gerecht wird. Wie sich herausstellte, hatten sogar aktuelle Ereignisse einen direkten Einfluss auf die Übersetzung – nämlich die Vereinbarung der beiden Kantone St.Gallen und Zürich von April 2006 über die Rückgabe wertvoller Manuskripte.

ERNST TREMP

Von Vergil bis Bagnato

Italien in Zeugnissen der Stiftsbibliothek St.Gallen

In der Stiftsbibliothek St.Gallen lassen sich viele verschiedenartige Bezüge zu Italien finden. Wenn man sich näher damit befasst, stellt man rasch fest, dass man sich mit diesem Thema auf ein weites Feld begibt. Es müssen Pisten angelegt und Abgrenzungen vorgenommen werden, damit man in der Fülle des Stoffes nicht versinkt. Das beginnt schon mit der Umschreibung des Begriffes: Italien! Was heisst Italien? Man denkt unwillkürlich an den geographischen Raum, an Orte. An Rom zuallererst, «caput mundi» oder «urbs aeterna», den geistigen Mittelpunkt des christlichen Abendlandes. Für eine Bibliothek, die wie die unsrige das Wissen eines gelehrten und berühmten Klosters aufbewahrt, ergeben sich mannigfache Bezüge zu Rom. Weitere Orte der italienischen Halbinsel steigen im Gedächtnis auf, Orte, die auf nordalpine Menschen eine Anziehungskraft ausüben oder zum Galluskloster in einer besonderen Beziehung stehen.

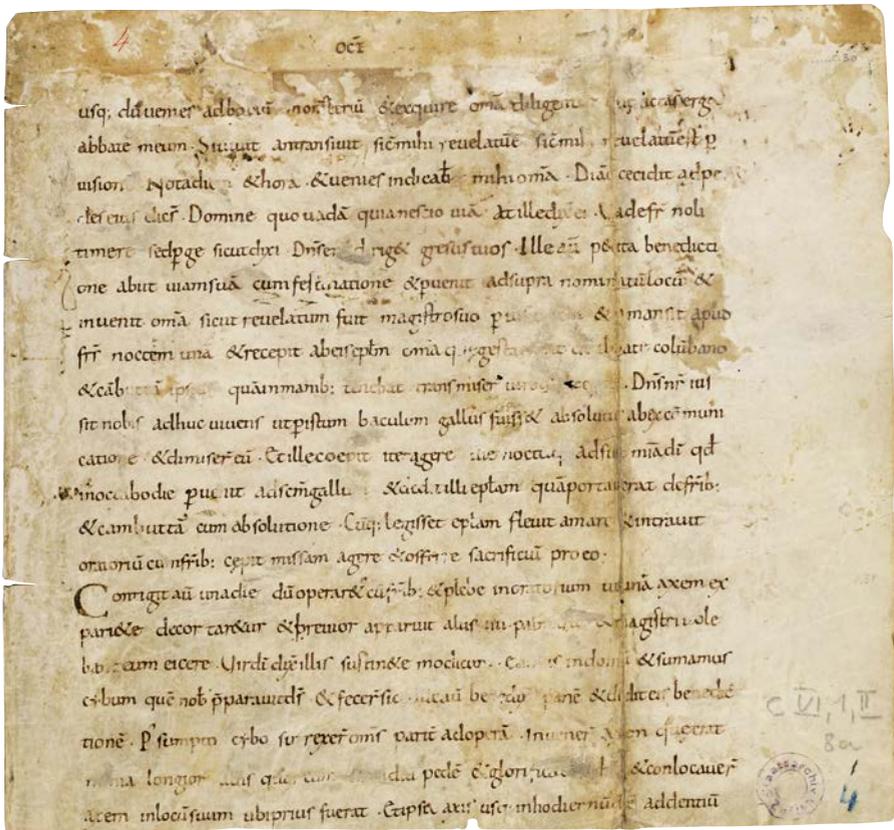
Hinter den Orten tauchen aber sogleich handelnde Personen auf: historische Persönlichkeiten, Heilige, Mönche, Pilger, Verfasser von Werken, Dichter, Philosophen, Theologen, Künstler, Musiker, Architekten, Lehrer, Geistesgrößen, Staatsmänner, Kirchenväter und Kirchenfürsten. Ein Kommen und Gehen, Geben und Nehmen über die Alpenpässe hinweg. Ein Austausch von Texten, Gedanken und Menschen, wobei Italien zumeist die Gebende war, aus der Fülle ihrer Kultur grosszügig verteilend – nur selten war es umgekehrt, gab die St.Galler Bibliothek etwas zurück, bot sie Texte dar, etwa für begierige «Handschriftenjäger» des Frühhumanismus...

Ins Bild rücken die mit Italien assoziierten Reiche und Zivilisationen: Rom und das Bildungsgut der klassischen Antike, die christliche Spätantike, das Langobardenreich, das karolingische und ottonische Italien, die italienische Renaissance und der italienische Barock. Sie alle sind in Zeugnissen der Stiftsbibliothek fassbar. Das Kloster St.Gallen hat in seiner Bibliothek dank der Gunst der Überlieferung manches, das anderswo untergegangen ist, bewahren können.

Begreiflich, dass man sich angesichts solcher Breite und fast erdrückender Fülle auf eine exemplarische Auswahl beschränken muss. Wir beschreiten drei Wege, um die mit Italien verbundenen Schätze der Stiftsbibliothek vorzustellen: Personen, die auf dem Weg von und nach Italien Wissen transportierten und Kenntnisse vermittelten, in Italien entstandene Handschriften der Stiftsbibliothek sowie Werke von Autoren aus Italien in der Stiftsbibliothek. Dabei wird rasch klar, dass die Grenzen zwischen diesen drei Zugängen kaum eindeutig gezogen werden können und die Übergänge fließend sind.

Austausch durch Personen auf dem Weg von und nach Italien

Das erste literarische Zeugnis aus St. Gallen, ja der erste Text überhaupt, der aus diesem Ort überliefert ist, setzt mit einer Reise nach Italien ein. Es ist die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Gallus, die «Vita vetustissima sancti Galli». Sie wurde um 680 verfasst, nicht mehr als drei Jahrzehnte nach dem Tod des Einsiedlers, der um 650 anzusetzen ist, und ist nur bruchstückhaft auf uns gekommen. Das fünfte Wort der unvermittelt einsetzenden Erzählung ist «Bobbio», das vom heiligen Kolumban in den Apenninen in Oberitalien gegründete Kloster: ... *usque dum venies ad Bobbium monasterium* («bis du zum Kloster Bobbio kommst»)¹. Dorthin zu gehen, gab Gallus dem Diakon Maginald Anweisung. Dieser sollte erkunden, ob es zuträfe, dass Kolumban soeben gestorben sei, so wie es Gallus in einer Vision geoffenbart wurde. Der Diakon war erstaunt über den Befehl aus heiterem Himmel, er wandte ein, er würde den Weg dorthin nicht kennen. Aber es half nichts, er musste die Reise



Die erste (erhalten gebliebene) Seite aus der ältesten Lebensgeschichte des heiligen Gallus (*Vita vetustissima sancti Galli*), verfasst um 680, hier in der einzig überlieferten, vermutlich aus Rätien stammenden Abschrift des 9. Jahrhunderts. Stiftsbibliothek St. Gallen, Handschrift Nr. 2106, S. 1.

antreten. Mit Gottes Hilfe gelangte er nach Bobbio und fand dort genau bestätigt, was seinem Meister geoffenbart worden war. Er erhielt einen Brief mit der Beschreibung des Geschehens und dazu den Krummstab des verstorbenen Abtes, Zeichen der Versöhnung zwischen Kolumban und seinem früheren Mönch Gallus, die im Streit voneinander geschieden waren, und brachte beides an die Steinach zu Gallus. Nur acht Tage soll Maginald für den Rückweg von Bobbio gebraucht haben. – Die «Vita vetustissima» gehört übrigens erst seit kurzem der Stiftsbibliothek. Sie wurde ihr im Frühling 2006 vom Kanton Zürich beim Abschluss der Vereinbarung zur Beendigung des «Kulturgüterstreits» zwischen St.Gallen und Zürich zu Eigentum geschenkt und trägt seither die Handschriftensignatur Nr. 2106.

Die Reise Maginalds nach Bobbio lässt sich genau datieren, da Kolumbans Sterbetag bekannt ist: der 23. November 615. Damit begannen rege Kontakte zwischen dem Kolombankloster Bobbio und der Zelle des Gallus, aus der hundert Jahre später unter dem heiligen Otmar das Kloster an der Steinach hervorging. Unter Abt Grimald schloss St.Gallen im Jahr 846 mit Bobbio einen Verbrüderungsvertrag ab.² Der Vertrag sah vor, dass das verbrüdete Kloster vom Tod eines Mönchs sogleich benachrichtigt wurde und es diesen in sein liturgisches Gebetsgedenken aufnahm. Die Namen der Mönche wurden im Verbrüderungsbuch, dem «Liber vitae», aufgezeichnet.

Auf ihrem Weg über die Alpen nahmen die Boten auch Texte von einem Kloster zum anderen mit, Briefe und Bücher. So stammen verschiedene St.Galler Handschriften aus Bobbio, das nach Montecassino die bedeutendste Klosterbibliothek Italiens im Frühmittelalter besessen hat. Nennen wir als Beispiel das griechisch-lateinische Evangeliar, Handschrift Nr. 48. Es wurde um 850 wahrscheinlich in Bobbio geschrieben und enthält den viertwichtigsten Text der griechischen Bibelüberlieferung, weshalb es nach dem vierten Buchstaben des griechischen Alphabets auch als «Codex Delta» bezeichnet wird. Farbige gefüllte Anfangsbuchstaben ergeben zusammen mit der schön ausgewogenen Schrift ein buch künstlerisch eindrückliches Bild.³ Auch die Lebensbeschreibung des heiligen Kolumban aus der Feder von Jonas von Bobbio um 640 fand auf solche Weise den Weg nach St.Gallen. Die in der Handschrift Nr. 553 aus Bobbio aus dem frühen 9. Jahrhundert enthaltene Fassung ist der älteste und wichtigste überlieferte Textzeuge dieser Vita.⁴

Einen noch weit grösseren Anziehungspunkt als Bobbio bildete natürlich Rom. Immer wieder unternahmen fromme Menschen aus dem Umfeld des Klosters St.Gallen eine Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus. Ein Bericht einer solchen Romfahrt ist überliefert von der heiligen Wiborada, die beim Ungarneinfall im Jahr 926 ums Leben kam. Wiborada unternahm diese Reise in Begleitung ihres Bruders, des Priesters Hitto, noch in ihrer Jugend, bevor sie sich als Reklusin für immer einschliessen liess. In der älteren der beiden Lebensbeschreibungen berichtet der Verfasser, der St.Galler Mönch und Dekan Ekkehart I. (gest. 973), Folgendes über Wiboradas Romfahrt:

«Dabei drängte [Wiborada] mit täglichem Zuspruch den Bruder [Hitto], dass sie zusammen die Schwellen des seligen Apostelfürsten Petrus besuchen sollten,

von dem sie wüssten, dass ihm die Sorge für die Herde des Herrn anvertraut und die Schlüssel des Himmelreiches mit der Gewalt zu binden und zu lösen übergeben seien, und der anderen Heiligen in Rom, durch die diese Stadt unvergleichlich erleuchtet wird. Er [Hitto] stimmte ihren guten Mahnungen zu, und sie gingen auf die Reise. Nur Gott, der alles Gute stiftet und belohnt, weiss, wie viel Seufzer und Tränen sich in ihr auf dieser Reise hervordrängten, mit welcher Frömmigkeit sie die Martyrerstätten durchwanderte und mit welcher Bewegung sie ihre Gräber umarmte. Die Erinnerung daran, wie viele Geschenke ihrer Grosszügigkeit sie auf dem Hin- und Rückweg in frommer Verschwendung austeilte und was sie den Armen gab, überlasse ich seiner Gerechtigkeit, die in alle Ewigkeit bleibt».⁵

Auch St.Galler Äbte unternahmen gelegentlich Reisen in die Ewige Stadt, sei es in Begleitung des Königs auf seiner Romfahrt, sei es in anderer politischer oder kirchlicher Mission. Nicht alle kamen heil wieder zurück. So berichtet der Chronist Conradus de Fabaria in seiner Fortsetzung der St.Galler Klostergeschichten über das Schicksal von Abt Rudolf von Güttingen (1220–1226), der in Rom an einem Fieber starb und in S. Giovanni im Lateran mit grossem Pomp beigesetzt wurde.⁶

Den gewöhnlichen Mönchen waren solche Fahrten verwehrt, ausser sie nahmen als Begleiter ihres Abtes daran teil; sie waren an das Gelübde der Beständigkeit («Stabilitas loci») gebunden und konnten eine Pilgerreise in die Heilige Stadt nur «im Geiste», als geistliche Andacht, unternehmen. Dazu dienten ihnen die weitverbreiteten Pilgerführer. Ein solcher geistlicher Romführer befindet sich in einem deutschen Erbauungsbuch aus dem 15. Jahrhundert, das für die St.Galler Laienbrüder bestimmt war und vermutlich von einem Laienbruder selbst geschrieben wurde. Der damals weit verbreitete Pilgerführer «Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae» beschreibt in schlichter Sprache ausführlich die Kirchen Roms und die in ihnen zu gewinnenden Ablässe.⁷ Der Traktat beginnt folgendermassen: *Sanctus Silvester beschribet, des zu rom sint gewesen fünfzehen hundter[t] kirchen, di nun des maisten tail vergangen sint. Von des den kirchen haben die hailigen bä[b]ste usgenommen Siben hobt kirchen, die mit grossen genaden beladen sint. Dje erst hobtkirch ist ze Sant Johannes zu Latran und ist ain hobt kirchen aller kirchen in der Cristenhait, wann es was ain hus Constantini des kaisers. Der gab das zû ainem münster allen sâligen lüten zu troste, die dar in komen, Ablas von allen Sünden. [...]* (Handschrift Nr. 986, S. 111).

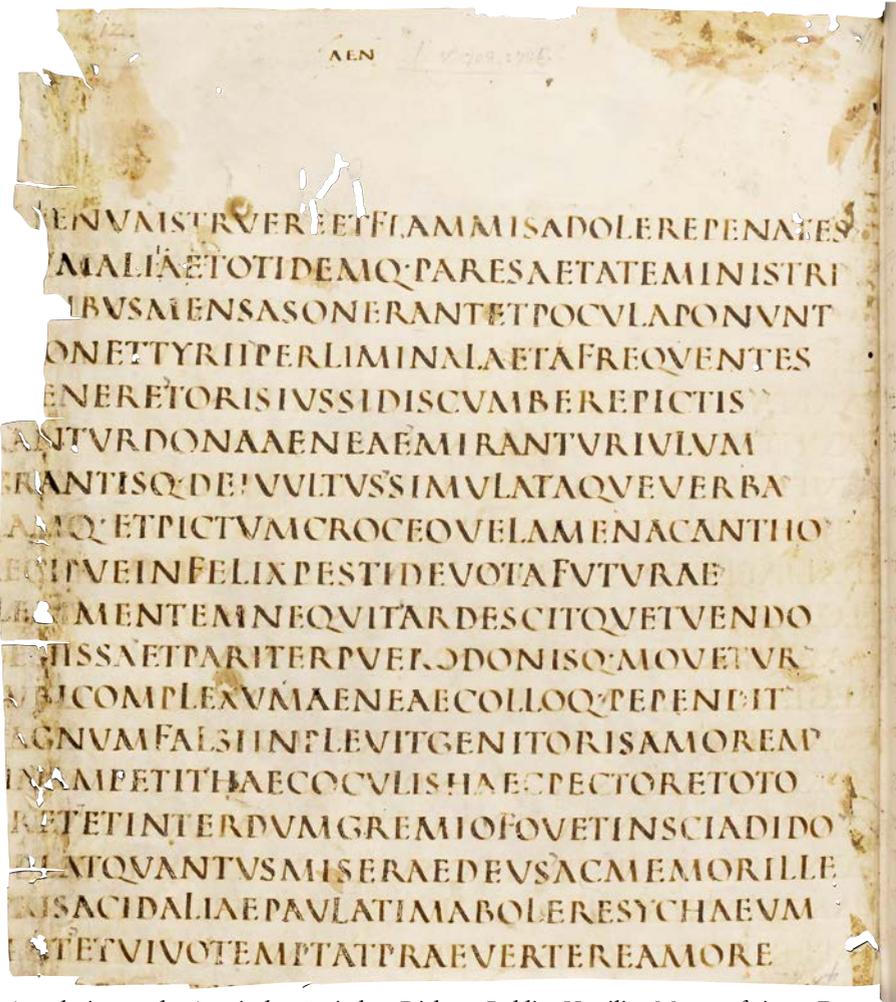
Der geistige Austausch zwischen St.Gallen und Italien geschah auch durch Italiener, die auf dem Weg vom Süden nach Deutschland im Kloster Halt machten. Ein aufschlussreiches Beispiel – auch für das kulturelle Gefälle und die entsprechenden Empfindlichkeiten – ist aus dem 10. Jahrhundert überliefert. Der Mailänder Priester und bedeutende Grammatiker und Stilist Gunzo wurde von Kaiser Otto dem Grossen als Lehrer nach Deutschland berufen und kam wohl im Gefolge des Kaisers im Januar 965 auf seinem Weg nach Deutschland nach St.Gallen. Solchem Gelehrtenimport aus Italien stand man in traditionellen monastischen Bildungszentren wie St.Gallen mit gemischten Gefühlen gegenüber. Ein junger Mönch, der von seinem Lehrer Ekkehart II. (gest. 990) angestiftet wurde, machte sich in einem Spottgedicht über einen Casusfehler Gunzos lustig. Der tief gekränkte Italiener nahm später

literarische Rache; er verfasste einen bitterbösen Brief und widmete ihn den Mönchen der Reichenau, der mit dem Galluskloster wetteifernden Nachbarabtei;⁸ darin zahlte er es dem spottlustigen St.Galler Magister heim. Dieser Brieftraktat «*Epistola ad Augienses*» ist voll von gelehrten Exzerpten aus antiker Literatur, aber auch die Bibel und die Kirchenväter wurden als nahezu gleichberechtigte Autoritäten behandelt. Gunzo entwickelt bei der Vorstellung der «*artes liberales*» ein für das 10. Jahrhundert modernes, breites Bildungskonzept, das neben der Grammatik auch die Dialektik und Rhetorik vertieft einbezog. Seinem St.Galler Kontrahenten warf er mangelnde Kenntnis der antiken Schriftsteller vor. Entsprechend reagierte man hier und schaffte in der Folge die entsprechenden Bücher für die anderen Fächer des Triviums an. Um die Jahrtausendwende zeigte sich Notker III. der Deutsche (gest. 1022) damit vertraut, er übersetzte und kommentierte Boethius und Martianus Capella. Mit Gunzo kam ein italienischer Gelehrter von ausserordentlich hoher Bildung nach Deutschland. Wie er an einer Stelle seiner Rechtfertigungsschrift hervorhob, habe er auf seiner Reise fast hundert Bücher mitgebracht. Falls es auch nur die Hälfte davon gewesen wären, würde das für damalige Verhältnisse doch einen umfangreichen Bücherschatz bedeuten.⁹

In Italien entstandene Handschriften

In diesem chronologisch gegliederten Panorama wichtigster Zeugnisse kommen wir – endlich! – auf unseren Vergil, den «*Vergilius Sangallensis*», zu sprechen. Erhalten geblieben sind elf Pergamentblätter einer Handschrift mit den Werken des herausragenden römischen Dichters Publius Vergilius Maro (70–19 v.Chr.), die im 4. oder am Beginn des 5. Jahrhunderts in Italien, vielleicht in Rom selbst, entstanden ist. Der St.Galler Bibliothekar P. Johann Nepomuk Hauntinger (1756–1823) nannte sie «das schätzbarste Monument unter allen Manuscripten der in diesem Fache vortrefflichen Bibliothek von St.Gallen – so alt als immer ein Manuscript seyn kann». Die Fragmente gehören zu den ältesten erhaltenen Vergil-Handschriften überhaupt. Bemerkenswert ist die Schrift: Es ist eine den Monumental-Inschriften nachgebildete elegante Capitalis Quadrata ohne Worttrennungen, eine erhabene, feierliche Schrift. Wie die Handschrift nach St.Gallen gekommen ist, wissen wir wie in so vielen Fällen nicht. Man vermutet, dass Abt Grimald (841–872) den Band dem Kloster geschenkt hat.¹⁰

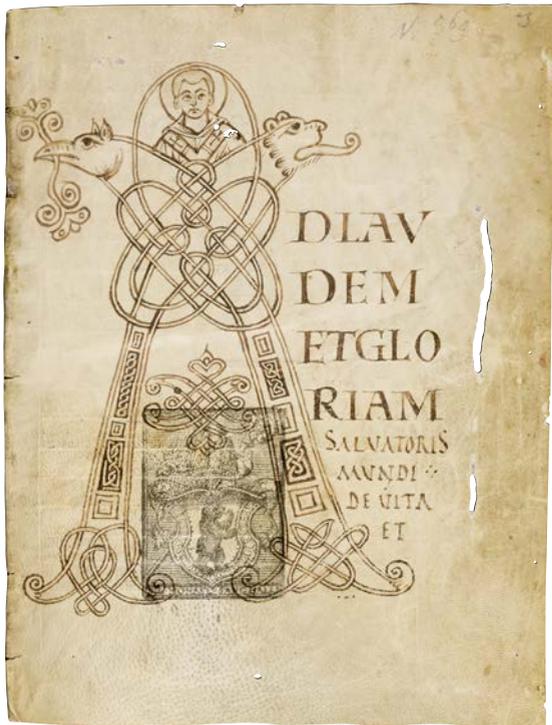
Zu den grössten Schätzen in der Sammlung der Stiftsbibliothek gehören auch Fragmente früher Bibelfassungen. Neben Teilen der *Vetus-Latina*-Übersetzung, d.h. der vor Hieronymus verwendeten altlateinischen Fassung, seien Fragmente der ältesten Fassung der *Vulgata*-Übersetzung genannt, die eben vom Kirchenvater Hieronymus (um 347–419/420) um das Jahr 383 angefertigt worden war. Die zahlreichen grösseren und kleineren Blätter gehörten einst zu einem Band, der im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts, also noch zu Lebzeiten des Hieronymus, in Oberitalien (Verona?) in einer schönen spätantiken Unziale geschrieben wurde.



Ausschnitt aus der Aeneis des römischen Dichters Publius Vergilius Maro auf einem Fragmentblatt in der römischen Capitalis-Quadrata-Schrift des ausgehenden 4. Jahrhunderts. Stiftsbibliothek St. Gallen, Handschrift Nr. 1394, S. 12.

Auf unbekanntem Wege früh nach St. Gallen gelangt, wurde die Handschrift im 9./10. Jahrhundert nicht mehr verwendet und für die Verstärkung von Bucheinbänden «recyclet».¹¹

Der germanische Stamm der Langobarden errichtete im Zuge der Völkerwanderung in Oberitalien ein Königreich. König Rothari (636–652) zeichnete im Jahr 643 die Rechtsgewohnheiten seines Volkes auf, sein Edikt ist ein Spiegel der Mentalität und der gesellschaftlichen Verhältnisse bei den Langobarden. Die St. Galler Handschrift des «Edictus Rothari» entstand um 670/680 vermutlich in Bobbio und stellt damit die älteste Überlieferung der frühmittelalterlichen Langobardengesetze dar. Sie ist nur noch fragmentarisch erhalten, weitere Blätter befinden sich in Zürich und Karlsruhe.¹²



Titelblatt der Ambrosius-Vita eines unbekanntes Mailänder Mönchs, verfasst, gezeichnet und geschrieben um 870 in Mailand. Stiftsbibliothek St.Gallen, Handschrift Nr. 569, S. 3.

Die medizinische Versorgung der Bevölkerung lag im frühen Mittelalter vorwiegend in den Händen der Klöster. Für ihr Wissen griffen die Mönchsärzte auf griechisch-römisches Schrifttum zurück und stellten daraus Diagnostik- und Rezeptbücher zusammen. Ein solches «Vademecum» aus dem frühen 9. Jahrhundert in der Stiftsbibliothek kann der Schriftheimat Oberitalien zugewiesen werden und ist wahrscheinlich ebenfalls im Kloster Bobbio entstanden. Es enthält eine botanisch-animalische Heilmittellehre und ein Rezeptarium mit Kapiteln über den Aderlass, die Geburtshilfe, die Behandlung von Vergiftungen usw. Manche Blätter sind längsgefaltet; das weist darauf hin, dass das Büchlein von wandernden Ärzten mitgetragen wurde.¹³

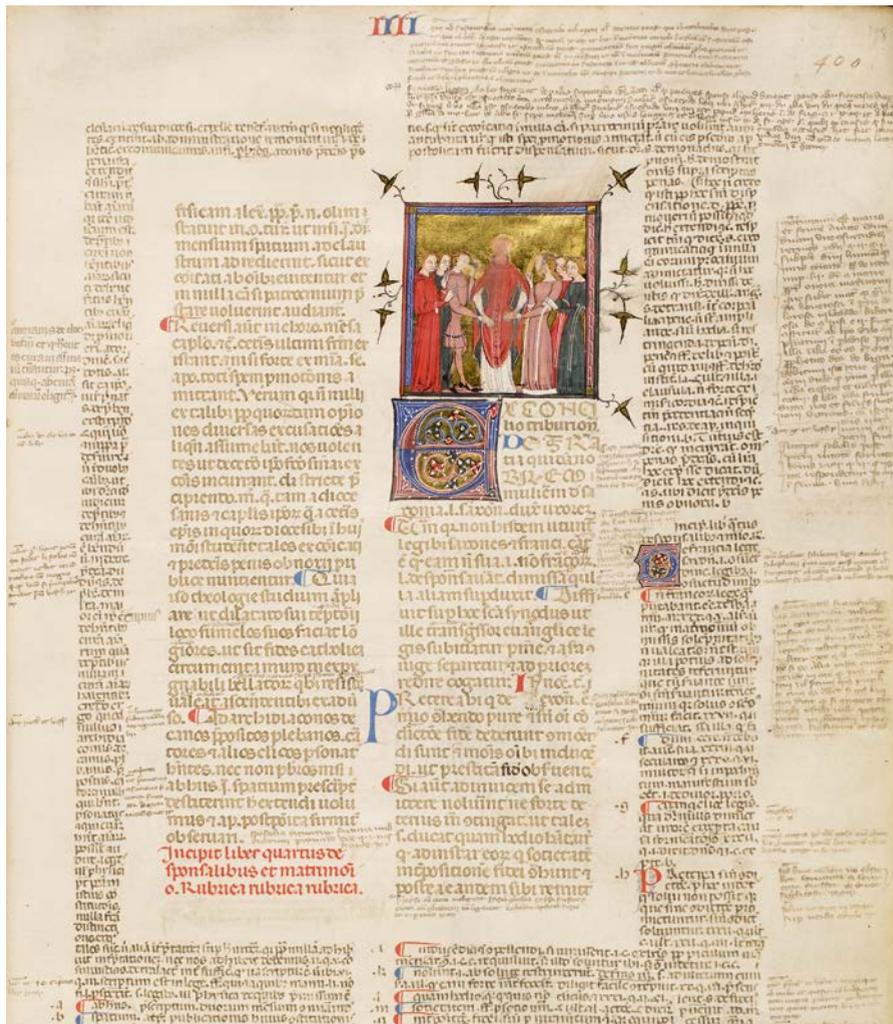
Die Stiftsbibliothek besitzt eine Fülle von Werken der Kirchenväter. Deren Wort galt viel, es war neben der Bibel das Fundament monastischer Spiritualität. Vor allem aus der ersten grossen Zeit des Gallusklosters, aus dem 8. bis 11. Jahrhundert, stammen wichtige und kostbare Kirchenväter-Handschriften. Da alle vier lateinischen Kirchenväter, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor der Grosse, mit Italien in enger Beziehung stehen, können wir uns hier mit Fug auf ein einziges Beispiel beschränken. Ausgewählt haben wir eine Vita des heiligen Ambrosius von Mailand (um 339–397). Sie wurde um 870 von einem unbekanntes Mailänder Mönch verfasst und ist nur in diesem einen Codex überliefert, der in «bester Mailänder Kalligraphie» (Bernhard Bischoff) geschrieben ist. Bemerkenswert ist die Initiale A am Beginn der Vita: Die Federzeichnung zeigt neben einem Löwen- und

Vogelkopf oben das Brustbild des jungen Bischofs mit Nimbus, Albe, Stola, Casula, unbedecktem Haupt und untonsurierter Haartracht. Dabei handelt es sich um die einzige bildliche Darstellung des Ambrosius aus dem frühen Mittelalter.¹⁴

Der aus der Gegend von Novara in Norditalien stammende Theologe Petrus Lombardus (1095/1100–1165) schuf mit seinem Sentenzenwerk das wichtigste und meistgelesene theologische Handbuch des Mittelalters. Eines der weniger bekannten Werke dieses Frühscholastikers ist sein Kommentar zu den Briefen des heiligen Paulus. Er benützte dafür verschiedene Kirchenvätertexte sowie zeitgenössische theologische Schriften. Die Stiftsbibliothek besitzt ein Exemplar dieses Kommentars, es stammt aus der Zeit um 1300 und dürfte von einer professionellen Schreibwerkstatt in Italien geschaffen worden sein. Die Buchgestaltung ist wissenschaftlich durchdacht und zugleich durchdrungen von hohem ästhetischem Gleichmass. In grösserer Schrift ist auf der der Buchmitte näheren Seite der Text der Paulusbriefe wiedergegeben; eingeleitet werden diese von beeindruckenden, reich geschmückten und mit verschiedenen Fabelwesen versehenen Initialen. In kleinerer Schrift ist auf der rechten Seite der umfangreiche gelehrte Kommentar des Petrus Lombardus eingetragen, und in roter Schrift sind am seitlichen Rand als Referenzen die benutzten Quellen angegeben. Ein grosser Rand aus makellosem weissem Pergament umgibt den Text. Die Handschrift ist in ihrer buchkünstlerischen Gestaltung für St.Gallen einmalig und kündigt von der hohen Schriftkultur Italiens.¹⁵

Die Rechtsgelehrsamkeit ist in Italien beheimatet. Hier wurde im Hochmittelalter das römische Recht als Wissenschaft wiederbelebt, hier entstanden auch die grundlegenden Werke des kanonischen Rechts. Kein Wunder also, dass das eine oder andere Zeugnis dieser Disziplinen auch den Weg in die St.Galler Bibliothek gefunden hat. Zu nennen ist als erstes eine Handschrift des «*Decretum Gratiani*». Gratian von Bologna stellte im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts eine umfangreiche Sammlung von kirchenrechtlichen Verordnungen aus tausend Jahren aus den unterschiedlichsten Quellen zusammen. Das «*Decretum Gratiani*» wurde zum Ausgangspunkt der Entwicklung der Kanonistik zur selbständigen Wissenschaft und blieb in der katholischen Kirche bis zum Jahr 1918 geltendes Recht. Die St.Galler Handschrift ist eine mit zierlichen Initialen geschmückte Abschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts; sie stammt aus Mittel- oder Norditalien und gilt als die inhaltlich früheste Stufe der Überlieferung dieses wichtigen Textes. Erst vor wenigen Jahren hat die Forschung die grosse Bedeutung der St.Galler Handschrift erkannt.¹⁶

Papst Gregor IX. veröffentlichte im Jahr 1234 Dekretalen (päpstliche Verordnungen) und liess dadurch alle seit dem «*Decretum Gratiani*» erlassenen Gesetzestexte in einer Sammlung zusammenfassen. Die vorzustellende voluminöse Handschrift der Stiftsbibliothek wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Italien angefertigt. Italienisch ist die Buchmalerei mit den vergoldeten Initialen und den Miniaturen. Italienisch scheint auch die Textanordnung zu sein: der in zwei Spalten gegliederte Haupttext und darum herumlaufend der Kommentar des italienischen Kanonisten Bernardus de Botone aus Parma (gest. 1266). Vielleicht hat der St.Galler



Beginn des vierten Buches der Dekretalen von Papst Gregor IX. (1227–1241) mit einer kleinen, etwas verderbten Miniatur des eine Trauung durchführenden Papstes. Das vierte Buch befasst sich mit dem Eherecht. Stiftsbibliothek St.Gallen, Handschrift Nr. 742, S. 400.

Mönch Johannes Bischof (gest. 1495), der in Pavia und Rom das Kirchenrecht studierte, die über sieben Kilogramm schwere Handschrift an die Steinach gebracht.¹⁷ Fünf zierliche Papstminiaturen schmücken den Band. Das erste Buch, das von den Inhabern der kirchlichen Jurisdiktion handelt, zeigt zu Beginn Papst Gregor IX. als Gesetzgeber (S. 7). Das zweite Buch über das Prozessrecht wird durch ein Bild des Papstes als Richter eingeleitet (S. 151). Am Anfang des dritten Buches über das Personen- und Sachenrecht, beginnend mit einem Text über den anständigen Lebenswandel der Kleriker, liest Gregor eine Messe (S. 272). Das vierte Buch über das Eherecht stellt den Papst bei der Trauung eines Paares dar (S. 400), und das fünfte Buch über das Strafrecht zeigt ihn nochmals als Richter (S. 440).

Zum Schluss dieses Teils sei eine Klassikerhandschrift vorgestellt. Es ist ja nicht so, dass Klassikertexte nur aus der St.Galler Klosterbibliothek weggeführt wurden, insbesondere durch die italienischen Frühhumanisten im Umkreis um Poggio Bracciolini. Auch der umgekehrte Weg war möglich. Zu verdanken ist es in diesem Fall Fürstabt Beda Angehrn, der im Jahr 1768 den Nachlass des Glarner Humanisten Aegidius Tschudi (1505–1572) erwarb. Darin befand sich eine Handschrift mit philosophischen Schriften des römischen Staatsmannes Marcus Tullius Cicero (106–43 v.Chr.), u.a. mit den «Tusculanae disputationes». Cicero als Philosoph wurde erst durch Petrarca und spätere italienische Humanisten wiederentdeckt. Der Codex ist sehr sorgfältig und zierlich ausgestaltet, die Schrift eine wunderbar regelmässige humanistische Antiqua-Schrift, auf hochweisses, feines Pergament geschrieben und mit zahlreichen kunstvollen Initialen geschmückt. Alles weist auf italienische Kalligraphen und auf eine Datierung in die Mitte des 15. Jahrhunderts hin.¹⁸

Werke von Autoren aus Italien

Der dritte Teil fasst den Blickpunkt weiter und stellt, nun vom Kriterium Entstehungsort der Handschrift gelöst, Werke von Autoren aus Italien vor. Noch mehr als im vorangehenden Kapitel müssen wir uns beschränken und aus der Fülle der Bibliothek signifikante Beispiele vorstellen, wobei wir soweit möglich chronologisch-thematisch vorgehen.

Unter den Texten der klassischen Antike besitzt die Stiftsbibliothek einige Kostbarkeiten. Greifen wir den römischen Philosophen und Dichter Seneca († 65 n.Chr.), den Lehrer von Kaiser Nero, heraus. Senecas «Apocolocyntosis», eine bissige Satire auf die Apotheose des Kaisers Claudius, ist in einer Handschrift unserer Bibliothek aus dem 9./10. Jahrhundert als wichtigstem Textzeugen überliefert.¹⁹ Senecas Philosophie war religiös fundiert; die Annahme liegt nicht fern, er habe Christen persönlich gekannt und geachtet. Später schuf ein unbekannter Autor einen fingierten Briefwechsel zwischen dem Philosophen und dem heiligen Paulus. Dieser endet mit dem Aufruf des Apostels, Seneca möge sich zum Fürsprecher der Christen machen. An den letzten Brief von Paulus an Seneca schliesst die ebenfalls fingierte Grabinschrift Senecas an. Einer der ältesten Textzeugen des im Mittelalter weit verbreiteten Pseudo-Seneca-Briefwechsels entstand im 9. Jahrhundert in St.Gallen. Die Handschrift wurde im Jahr 1712 nach Zürich verschleppt und ist nach Beendigung des «Kulturgüterstreits» zwischen St.Gallen und Zürich im Herbst 2006 an die Steinach zurückgekehrt.²⁰

Auch aus Zürich nach St.Gallen zurückgekehrt ist eine Quintilian-Handschrift. Die «Institutio oratoria» dieses römischen Rhetoriklehrers und Anwalts (um 35–nach 96 n.Chr.) ist die umfassendste und ausführlichste Darstellung der antiken Redekunst. Sie postuliert als Grundlage der Erziehung die Einheit zwischen dem vollkommenen Redner und dem sittlichen Menschen und enthält sozusagen die

Summe des römischen Menschen- und Bildungsideals. Noch heute wird künftigen Managern und Rechtsanwälten die Lektüre der «Redekunst» empfohlen. «Unser» Quintilian wurde im 11. Jahrhundert geschrieben. Möglicherweise handelt es sich um jenes vollständige Exemplar Quintilians, das der bedeutende Humanist Poggio Bracciolini (1380–1459) bei seinem Besuch in St.Gallen im Jahr 1416 entdeckt hat. Dieser Fund rief in der gelehrten Welt grosses Aufsehen hervor. Poggio hat den Text sorgfältig abgeschrieben, aber die Handschrift selbst offenbar nicht mit sich weggeführt, wie man ihm in der St.Galler Historiographie immer wieder unterstellt hat.²¹

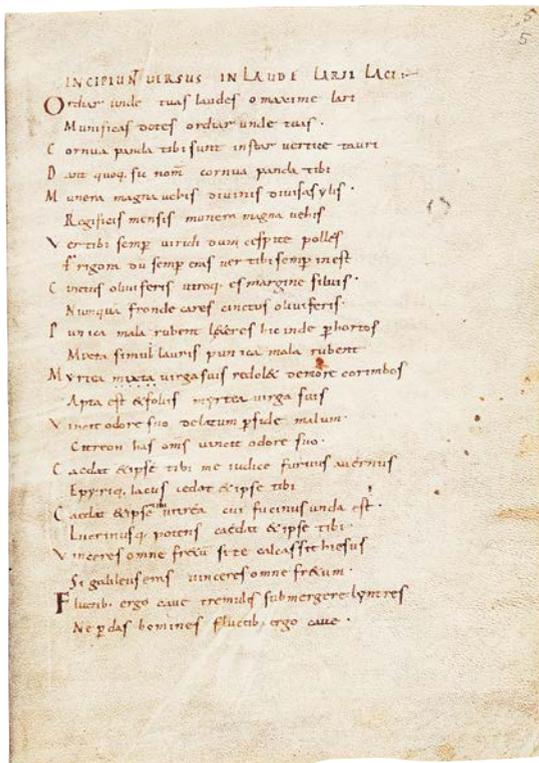
Als nächstes möchten wir auf die altchristlichen Heiligen eingehen. Die Heiligenleben nahmen im geistlichen Leben der Mönchsgemeinschaft einen wichtigen Platz ein, man las am Tag ihres Gedenkens daraus im Kapiteloffizium vor. Das Vitenkorpus unserer Bibliothek gehört wegen seines Alters und seiner Qualität zu den bedeutendsten Sammlungen hagiographischer Texte der Welt. In einer am Ende des 8. Jahrhunderts angelegten Handschrift mit altrömischen Heiligenleben befinden sich einige früheste Textzeugnisse.²² Herausgegriffen sei das Beispiel der heiligen Jungfrau Agatha von Catania (Fest am 5. Februar). Sie blieb gegenüber dem sie begehrenden heidnischen Stadtpräfekten standhaft, wurde dafür gepeinigt und erlitt das Martyrium. Die Stadtpatronin von Catania wurde später vielfach verehrt und spielt in der Volksfrömmigkeit bis heute eine Rolle. Der Kupferstich in einem Druck von 1613, welcher 54 Viten heiliger Frauen («Himlisch Frawenzimmer») enthält, zeigt die heilige Agatha mit ihren Attributen, den beiden abgeschnittenen Brüsten – daraus entstand das Agatha-Brot, das vor Feuer schützt und gegen Krankheit und Heimweh hilft.²³

Eine weitere altrömische Heilige hat sogar im barocken Bibliothekssaal einen prominenten Platz bekommen: Es ist die heilige Caecilia, die im 3. Jahrhundert in Rom als Glaubenszeugin den Tod durch das Schwert erlitten hat. Bei der Öffnung ihres Sarges in der Kirche Santa Caecilia in Trastevere im Jahr 1599 soll man ihren unversehrten Körper in seitlicher Lage mit abgedrehtem Kopf gefunden haben. In dieser Haltung stellte ihn Stefano Maderna in Marmor dar. Davon entstand als frühe Kopie das Bild in der Stiftsbibliothek. Der feine rote Streifen um den Hals sieht aus wie ein Schmuckband, ist aber die mit dem Schwert zugefügte tödliche Wunde.²⁴ P. Jodocus Metzler erwarb das Bild im Jahr 1602 zusammen mit anderen Kunstgegenständen in Rom für Abt Bernhard Müller (1594–1630) – den gleichen Abt übrigens, der wenige Jahre zuvor den grossen Erd- und Himmelsglobus angekauft hatte.

Die christliche Spätantike hat die Grundlagen für den Bildungskanon des Abendlandes geschaffen. Dies gilt für das Lehrprogramm der Schule ebenso wie für die höheren Künste. Zur wirkungsmächtigsten Dichtung im lateinischen Mittelalter wurde die «Psychomachia» («Kampf der Seele») des römischen Staatsbeamten Aurelius Prudentius Clemens (349–404/5), des bedeutendsten Dichters des christlichen Altertums. Das christlich-allegorische Epos befasst sich mit dem Kampf des Guten gegen das Böse, der sieben Haupttugenden gegen die sieben Hauptlaster.

Häufig wurde die «Psychomachie» des Prudentius mit Miniaturen illustriert und übte deshalb nicht nur in der Literatur, sondern auch in der bildenden Kunst des Mittelalters grossen Einfluss aus. Die Stiftsbibliothek St.Gallen besitzt drei Prudentius-Handschriften. Eine von ihnen, aus dem 10. Jahrhundert stammend, ist mit zwanzig künstlerisch hochstehenden Federzeichnungen geschmückt. Zu den schönsten Bildern zählt die Darstellung eines Tempels, den die sieben Tugenden nach Niederringung der Laster als «Ort des Heiligen» für den wiederkommenden Christus gebaut haben. In der Mitte thront die Weisheit, sie leitet mit ihrem Szepter aus lebendigem grünem Holz die Menschen.²⁵

Das Lehr- und Ausbildungsprogramm der St.Galler Klosterschule gründete auf der Antike, auf den in der Spätantike ausgebildeten Sieben freien Künsten («Septem artes liberales»). Massgeblich für die Tradierung dieses Schulsystems waren zwei Autoren, Martianus Capella und Cassiodor. Für die Mönche seines süditalienischen Klosters Vivarium schrieb Cassiodor (um 490–um 580), der ehemalige Minister Theoderichs des Grossen, ein Kompendium zur Einführung in das Bibelstudium und in die Sieben freien Künste. In einer der St.Galler Handschriften aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts wird die Unterteilung des Quadriviums dargestellt. Die vier eher naturwissenschaftlichen Fächer der höheren Stufe der «artes», die «arithmetica», «musica», «geometrica» und «astronomia», werden durch die vier Beine eines pantherähnlichen Tiers «mathematica» veranschaulicht.²⁶



Lobgedicht des langobardischen Gelehrten Paulus Diaconus († um 800) auf den Comares in der ältesten erhaltenen Abschrift aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Stiftsbibliothek St.Gallen, Handschrift Nr. 899, S. 5.

Unter den bedeutenden Gestalten aus Italien, die einen säkularen Einfluss auf das Kloster St.Gallen ausübten, darf der Mönchsvater Benedikt von Nursia (um 480–um 547) nicht fehlen. Die Regel des heiligen Benedikt bestimmte als «Grundgesetz» das Mönchsleben im Galluskloster vom Jahr 747 bis zur Aufhebung im Jahr 1805. Von den zahlreichen Regelabschriften und -übersetzungen der Stiftsbibliothek ist Codex 914 die berühmteste. Sie gilt als das textgeschichtlich wichtigste Exemplar der Benediktregel überhaupt. Die Handschrift wurde um 820 zwar wahrscheinlich in St.Gallen geschrieben, aber sie geht in direkter Linie auf ein (verlorenes) Exemplar zurück, das Karl der Grosse (768–814) im Jahr 787 in Montecassino als buchstabengetreue Abschrift hatte anfertigen lassen.²⁷

Das Stichwort «Karl der Grosse» führt uns zur karolingischen Renaissance, zu der von Karl selbst massgeblich geförderten ersten kulturellen Blütezeit Europas im späten 8. und 9. Jahrhundert. Einer ihrer Vertreter war der hochgebildete Langobarde Paulus Diaconus (um 720/25–um 800), der einige Zeit am fränkischen Hof wirkte und später Mönch in Montecassino wurde. Seine «Geschichte des langobardischen Volkes» ist in der Stiftsbibliothek in einer sehr frühen Handschrift aus Norditalien (Verona oder Mailand?) überliefert.²⁸ Wir möchten hier auch auf ein frühes Gedicht des Paulus Diaconus hinweisen, das er während seiner Zeit als Lehrer der Prinzessin Adelperga am langobardischen Hof von Pavia verfasste. Es ist ein Loblied auf den Comersee («De laude larii lacii»). Mit begeisternden Worten preist er den See, der da eingebettet im ewigen Frühling einer Landschaft von unvergleichlicher Schönheit liegt:

Wie soll ich dein Loblied beginnen, wie deine reichen Gaben preisen? Olivenwälder umsäumen deine von ewigem Frühling beglückten Gestade, und in üppigen Gärten leuchten aus dem Grün der Lorbeerbäume rote Granatäpfel hervor. Myrten, Pfirsiche und Zitronen erfüllen alles mit ihrem lieblichen Duft.

Kein See kann sich mit Dir vergleichen, nur das Galiläische Meer, auf dem einst Jesus gewandelt. Bringst Du den Schiffen kein Verderben, dann bleibst Du der Liebling aller. Lob und Preis sei der Dreieinigkeit, die solche Wunder schafft. Du aber, Leser, empfiehl mich der Gnade des Erlösers und missachte mein Gedicht nicht.

(Carmen 4; deutsche Nacherzählung: Karl Neff)

Der ungewöhnliche Gegenstand und die Unmittelbarkeit des Naturerlebens machen den Reiz des Gedichtes und seinen literarischen Rang aus. Dieses und weitere Gedichte sind in einer wichtigen St.Galler Gedichthandschrift aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts überliefert.²⁹

Wir machen nun einen grossen zeitlichen Sprung, von der karolingischen Renaissance zur Renaissance des 16. Jahrhunderts. Der buch- und kunstliebende St.Galler Fürstabt Diethelm Blarer (1530–1564) liess nicht nur den neuen Bibliothekssaal im Renaissancestil errichten, er wollte auch den in seinem Kloster bisher gepflegten einstimmigen Choralgesang durch mehrstimmige Musik bereichern. Zu diesem Zweck holte er den Komponisten Manfred Barbarini Lupus aus dem

italienischen Correggio nach St.Gallen. Barbarini Lupus komponierte kunstvolle mehrstimmige Gesänge zu den Antiphonen für Vespren und Festmessen. In den zwei erhaltenen grossformatigen Gradualhandschriften sind die vier Stimmen auf je einer Doppelseite verteilt: Diskant (oder Sopran), Alt, Tenor und Bass.³⁰ Die Einführung des mehrstimmigen, schwierigen Choralgesangs stiess übrigens innerhalb des St.Galler Konvents auf massiven Widerstand. Unmittelbar nach dem Tod des Fürstabts kehrte man zum althergebrachten einstimmigen Gesang zurück.

Wir beschliessen das Panorama mit bedeutenden Werken von Autoren aus Italien in der Stiftsbibliothek mit einem Architekturmodell aus dem Barock. In der langen Planungsphase für den Neubau der Stiftskirche in der Mitte des 18. Jahrhunderts hat der Italiener Johann Caspar Bagnato (1696–1757) mit seinem Projekt die entscheidende Wende herbeigeführt. Bagnato war der Sohn eines aus Oberitalien nach Süddeutschland eingewanderten Maurers. Mit der Idee des zentralen Kuppelraumes, der den Längsbau symmetrisch gliedert, schuf er die Vorstufe für den von Peter Thumb schliesslich in modifizierter Form ausgeführten Bau. Der St.Galler Klosterbruder Gabriel Loser setzte 1751/52 die Pläne in ein Architekturmodell um und veränderte diese zugleich, indem er den ursprünglichen Kuppelraum zu einem grossartigen Rundsaal erweiterte. Die Vorteile, die einem dreidimensionalen Modell eigen sind, dürften die noch zögernde Mönchsgemeinschaft vom Sinn einer solchen barocken Gesamtlösung überzeugt haben. Das Modell zählt zu den bedeutendsten barocken Architekturmodellen, es wird heute in der Stiftsbibliothek aufbewahrt.³¹

Es fällt nicht leicht, am Ende dieses Laufes im Eilschritt durch manche Zeiten und Themen ein allgemein gültiges Ergebnis zu formulieren. Am Beispiel der vielen und reichen Bezüge zu Italien zeigt sich, was den singulären Wert der Stiftsbibliothek St.Gallen ausmacht. Ihre Handschriften sind nicht einfach Sammlungsgegenstände, mit Signaturen versehene und hinter Verschluss aufbewahrte alte Manuskripte eines seit zweihundert Jahren nicht mehr existierenden, toten Klosters. Sie sind nicht einfach Museumsstücke, die hin und wieder in einer Ausstellung im Barocksaal der Öffentlichkeit gezeigt werden. Unsere Bibliothek bewahrt wie ein kostbares Gefäss das intellektuelle und geistliche Leben des Gallusklosters auf. Die Mönche sind zwar nicht mehr da. Aber ihre Bücher, über die Jahrhunderte geschrieben und gesammelt, geben uns Zutritt in ihre Welt. Und diese Welt war offen, sie nahm an der Entwicklung unserer abendländisch-christlichen Kultur teil. Gerade die Beziehungen zu Italien zeugen vom befruchtenden Geben und Nehmen über geographische und sprachliche Grenzen hinweg. Sie lassen uns «in concreto» begreifen, auf welchen Grundlagen es beruht, dass die Stiftsbibliothek heute zum Weltkulturerbe der Menschheit zählt.

- 1 Handschrift Nr. 2106, S. 1; hrsg. von Iso Müller: Die älteste Gallus-Vita, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 66 (1972), S. 209–249; dazu: Walter Berschin: Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter, Bd. 2, Stuttgart 1988, S. 94–99, Bd. 3, Stuttgart 1991, S. 286–298; Gerold Hilty: Gallus und die Sprachgeschichte der Nordostschweiz, St. Gallen 2001, bes. S. 158–160; Von der Limmat zurück an die Steinach. St. Galler Kulturgüter aus Zürich, St. Gallen 2006, S. 76 f.
- 2 Enthalten im Kapiteloffiziumsbuch, Handschrift Nr. 915, S. 25 f.; vgl. Dieter Geuenich: Liturgisches Gebetsgedenken in St. Gallen, in: Das Kloster St. Gallen im Mittelalter. Die kulturelle Blüte vom 8. bis zum 12. Jahrhundert, hrsg. von Peter Ochsenein, Darmstadt 1999, S. 83–94. – Diese Handschrift und zahlreiche weitere wichtigere St. Galler Handschriften sind inzwischen in die «Codices electronici Sangallenses» (CESG), die digitale Stiftsbibliothek, aufgenommen und können auf dem Internet betrachtet und erforscht werden: www.cesg.unifr.ch.
- 3 Handschrift Nr. 48; vgl. Karl Schmuki, in: Cimelia Sangallensia. Hundert Kostbarkeiten aus der Stiftsbibliothek St. Gallen, hrsg. von Karl Schmuki, Peter Ochsenein und Cornel Dora, St. Gallen 2000, S. 68 f.
- 4 Handschrift Nr. 553, S. 2–115; Jonas von Bobbio: Vita Columbani, hrsg. von Bruno Krusch (Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Merovingicarum 4), Hannover 1902, S. 64–156; vgl. Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen, Bd. 1: Abt. IV: Codices 547–669. Hagiographica, Historica, Geographica, 8.–18. Jahrhundert, hrsg. von Beat Matthias von Scarpatetti, Wiesbaden 2003, S. 22–25.
- 5 Ekkehart, Vita sanctae Wiboradae, Kap. 9, hrsg. und übers. von Walter Berschin, St. Gallen 1983 (Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte, 51), S. 44–47.
- 6 Conradus de Fabaria: Casuum sancti Galli continuatio, Kap. 20, hrsg. und übers. von Charlotte Gschwind-Gisiger, Zürich 1989, S. 50–53.
- 7 Handschrift Nr. 986, S. 111–135; vgl. Nine Robijntje Niedema: Rompilgerführer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Die «Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae» (deutsch/niederländisch). Edition und Kommentar, Tübingen 2003.
- 8 Zum befruchtenden, auch rivalisierenden Verhältnis der beiden grossen Abteien zueinander im frühen Mittelalter vgl. Eremus und Insula. St. Gallen und die Reichenau im Mittelalter, hrsg. von Ernst Tremp, Karl Schmuki und Theres Flury, St. Gallen 2002.
- 9 Gunzo, Epistola ad Augienses, hrsg. von Karl Manitius, Monumenta Germaniae Historica. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 2, Weimar 1958; vgl. Wolfgang Huschner: Transalpine Kommunikation im Mittelalter. Diplomatische, kulturelle und politische Wechselwirkungen zwischen Italien und dem nordalpinen Reich (9.–11. Jahrhundert, 3 Bde., Hannover 2003 (Monumenta Germaniae Historica, Schriften, Bd. 52), bes. Bd. 2, S. 460–464.
- 10 Handschrift Nr. 1394, S. 7–49; vgl. Karl Schmuki, in: Cimelia Sangallensia (wie Anm. 3), S. 12 f.
- 11 Handschrift Nr. 1395, S. 7–327; vgl. Karl Schmuki, ebenda, S. 16 f.
- 12 Handschrift Nr. 730; vgl. Cornel Dora, ebenda, S. 24 f.
- 13 Handschrift Nr. 217; vgl. Karl Schmuki, ebenda, S. 44 f.
- 14 Handschrift Nr. 569, S. 3; vgl. Kirchenväter in St. Gallen. Quellen zur lateinischen Patristik in der Stiftsbibliothek, hrsg. von Peter Ochsenein, Karl Schmuki und Cornel Dora, St. Gallen 1997, S. 30 f.
- 15 Handschrift Nr. 334; vgl. Karl Schmuki, in: Cimelia Sangallensia (wie Anm. 3), S. 154 f.
- 16 Handschrift Nr. 673; vgl. Vom Staub und Moder im Hartmut-Turm zum Wiederaufblühen der Harfenklänge der Musen an den Wasserfällen der Steinach. Die Klosterbibliothek von St. Gallen im Spätmittelalter, hrsg. von Karl Schmuki und Ernst Tremp, St. Gallen 2001, S. 106–108.
- 17 Handschrift Nr. 742; vgl. Karl Schmuki, in: Cimelia Sangallensia (wie Anm. 3), S. 136 f.
- 18 Handschrift Nr. 850; vgl. Karl Schmuki, ebenda, S. 160 f.
- 19 Handschrift Nr. 569, S. 243–251; über die Wirrungen anlässlich einer Ausleihe dieser Handschrift an eine Seneca-Ausstellung in Florenz vgl. Ernst Tremp: Die späte Rache des Kaisers Claudius, in: Masclus permisit bis Carpe diem. Latein in der Ostschweiz – Erinnerungen, Geschichten, Einsichten, St. Gallen 2007, S. 30–33.
- 20 Zentralbibliothek Zürich, Ms. C 129; vgl. Von der Limmat zurück an die Steinach (wie Anm. 1), S. 36 f.

- 21 Zentralbibliothek Zürich, Ms. C 74a; vgl. Von der Limmat zurück an die Steinach (wie Anm. 1), S. 40 f.; Reto Roedel: *Nostre antiche abbazie transalpine*, Bellinzona 1974, bes. S. 23–31, und den Beitrag von Renato Martinoni in diesem Band.
- 22 Handschrift Nr. 548; vgl. *Die Handschriften der Stiftsbibliothek St.Gallen* (wie Anm. 4), S. 7–10.
- 23 Bandsignatur: 27 470; vgl. *Frauen im Galluskloster. Ausstellungskatalog Stiftsbibliothek St.Gallen, St.Gallen 2006*, S. 60–62.
- 24 Vgl. Anna Lo Bianco; Cecilia: *La storia, l'immagine, il mito. La scultura di Stefano Maderna e il suo restauro*, Rom 2006.
- 25 Handschrift Nr. 135, S. 438; vgl. Karl Schmuki, in: *Cimelia Sangallensia* (wie Anm. 3), S. 112 f.
- 26 Handschrift Nr. 855, S. 276; vgl. Karl Schmuki, ebenda, S. 56 f.
- 27 Handschrift Nr. 914; vgl. Karl Schmuki, ebenda, S. 52 f.
- 28 Handschrift Nr. 635; vgl. *Die Handschriften der Stiftsbibliothek St.Gallen* (wie Anm. 4), S. 247 f.
- 29 Handschrift Nr. 899, S. 5; vgl. Karl der Grosse und seine Gelehrten. Zum 1200. Todesjahr Alkuins († 804), hrsg. von Ernst Tresp, Karl Schmuki und Theres Flury, St.Gallen 2004, S. 91–94.
- 30 Handschriften Nr. 542 und Nr. 543; vgl. Karl Schmuki, in: *Cimelia Sangallensia* (wie Anm. 3), S. 190 f.
- 31 Vgl. Johannes Duft: *Klosterbruder Gabriel Loser. Sein Anteil an den Barockbauten des Stiftes Sankt Gallen*, St.Gallen/Sigmaringen 1985, S. 30 f.

Riassunto

Esistono molteplici relazioni tra numerose opere presenti nella Biblioteca abbaziale di San Gallo e l'Italia. Già solo la città di Roma, *caput mundi* e centro spirituale dell'Occidente cristiano, gode di grande considerazione nella biblioteca del famoso monastero, ora soppresso, ma che un tempo ospitava celebri eruditi. Questo saggio presenta una scelta esemplare dalla grande massa di materiale in tre modi. Anzitutto seguendo nel loro viaggio da e per l'Italia le persone che trasportavano cultura e diffondevano conoscenze. Tra gli esempi trattati figurano il viaggio del diacono Maginaldo su incarico di san Gallo, effettuato dopo la morte di Colombano, avvenuta nel novembre 615 a Bobbio, viaggio con cui inizia la *Vita vetustissima sancti Galli* e quindi la storia della letteratura su San Gallo; il pellegrinaggio di Santa Wiborada a Roma e la visita al monastero di San Gallo del grammatico milanese Gunzo al seguito dell'imperatore Ottone I. Nella seconda parte vengono presentati alcuni manoscritti della Biblioteca abbaziale scritti in Italia. Non potevano mancare il *Vergilius Sangallensis*, l'Editto di Rotari del VII secolo, un commentario di Pietro Lombardo e uno splendido esemplare delle Decretali di papa Gregorio Magno. Nella terza parte l'orizzonte si allarga a opere di autori italiani prodotte a San Gallo. Oltre a occuparsi dei rappresentanti dell'antichità classica come Seneca e Quintiliano, si esamina da vicino l'agiografia tardoantica, Prudenziolo, Cassiodoro, la regola benedettina, i poemi di Paolo Diacono, i canti del compositore rinascimentale Manfred Barbarini Lupus e infine il progetto per la costruzione della cattedrale di San Gallo dell'architetto barocco Bagnato. I tesori presentati in questa panoramica sono pilastri della cultura occidentale, che testimoniano in quale misura la Biblioteca abbaziale di San Gallo custodisca l'eredità culturale dell'umanità.

GIAN CARLO ALESSIO

Il ruscello delle scienze

Fra cronaca e militanza storiografica

Parlare delle cronache di S. Gallo a pochi passi dal luogo in cui esse furono scritte appena consente di vincere l'emozione e rende acuta, invece, la coscienza dei personali limiti che s'avvertono tali da lasciar ritenere che molto avrò fatto se appena un segno offrirò di quei grandi interpreti della storia di una abbazia, tanto sotto ogni aspetto venerabile da essere ancora punto di riferimento per le vicende, storiche e culturali, di una buona parte dell'alto medioevo.

Fare storia nei chiostri implicava, quasi sempre, un intento, più e meno avvertibile, di «militanza» storiografica, diretta non solo (o non tanto) a riferire le vicende dell'istituzione (luci ed ombre), sibbene a proporre una interpretazione della realtà, sia interna sia esterna, che convergesse sui fini perseguiti dall'istituzione stessa. Nel fare la sua storia (che, come è usuale nella cronachistica monastica, mai intese valicare, nei testi scritti, le mura del monastero) S. Gallo si adegua, nelle grandi linee, a questo intendimento, al tempo stesso religioso, culturale e politico. Se una differenza (tendenziale) può stabilirsi tra i *Casus* e la storiografia delle altre istituzioni monastiche, essa va individuata su altro piano, quando, cioè, si riducano a mente i rispettivi modi di giungere ad esistenza, sia nel tempo, sia nell'iniziativa redazionale. La storia dei monasteri, come generalmente avveniva, era pensata e messa in parole in modo, per così dire, esplosivo, quindi programmata in un momento circoscritto (sovente di rinascita dell'istituzione) e realizzata nella più parte dei casi da un solo individuo, un monaco provvisto di qualche cultura e di abilità nello scrivere – doti non sempre consuete anche in ambiente monastico – che si faceva estensore della memoria del monastero (sebbene nella sua messa in opera l'iniziativa storiografica potesse talora assumere le caratteristiche di un lavoro di équipe).

La percezione del suo peso culturale e sociale induce quindi San Gallo a differenziarsi dal modello storiografico in uso nei e per i chiostri. Ad esso appare, in primo luogo, importante e necessaria la continuità della memoria e, di conseguenza, la necessità di accedere ad un disegno storiografico non inusitato ma abbastanza infrequente: che è l'assunzione, da parte di una pluralità di scrittori (e vedremo chi essi siano e qual peso avessero entro l'istituzione), in tempi ordinatamente successivi, dell'impegno a narrare la storia del monastero. Così la cronaca dell'abbazia di S. Gallo si presenta, in realtà, come una serie di cronache (le *Cronache di San Gallo*, appunto), sistemate in ordine cronologico e ridotte, ciascuna, entro il possibile arco della memoria (diretta o mediata) dell'autore che le scrive, al fine probabile di garantire la veridicità dei fatti raccontati. L'altra distanza significativa tra l'esecuzione consueta delle cronache monastiche – inclini a segnalare, più che il nome dell'autore, quello del monastero entro cui l'opera veniva composta – e i *Casus Sancti Galli*

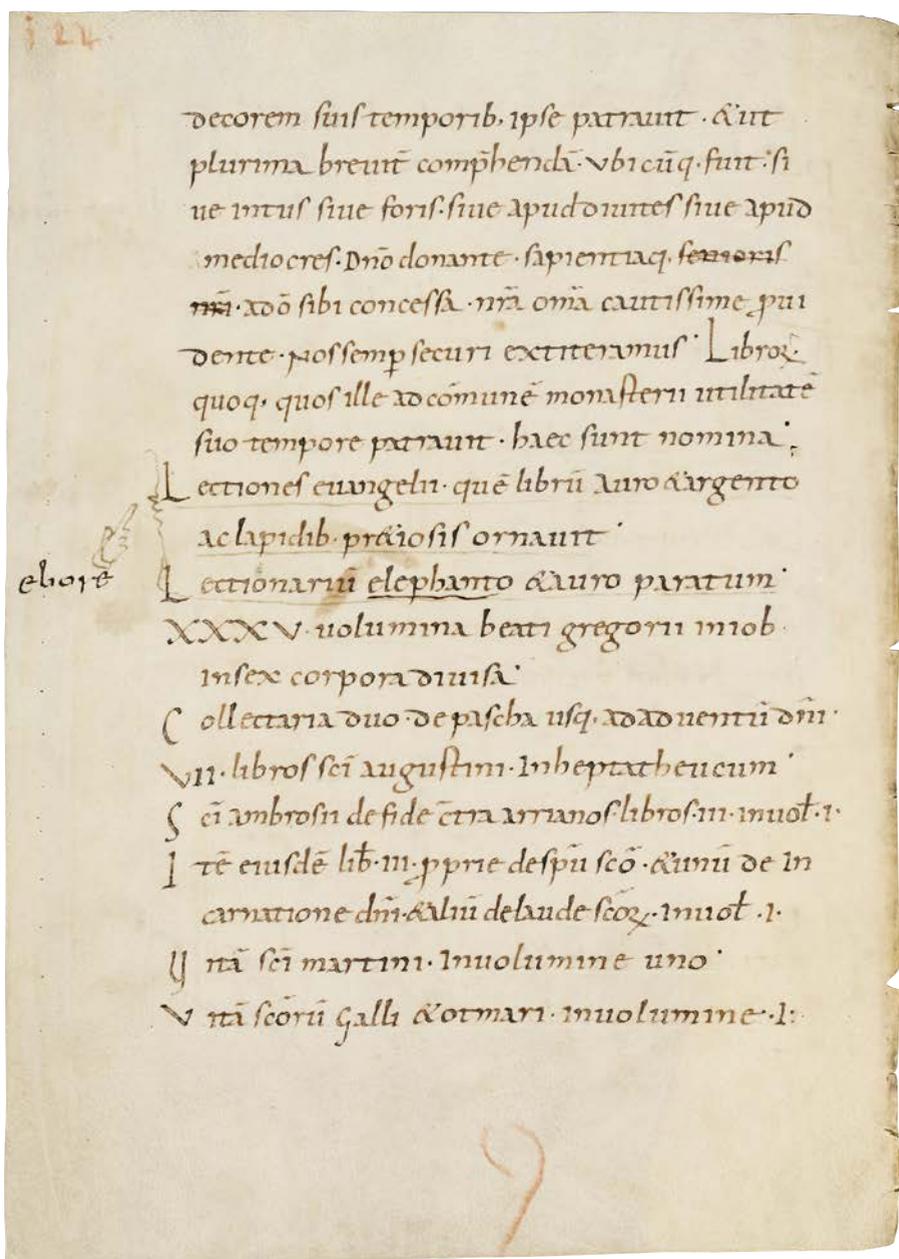
è che noi conosciamo i nomi di coloro che le hanno scritte in almeno tre casi (in quattro se anche si pensa all'opera dell'ultimo cronista, scritta di tedesco, che in questo volume non si comprende), mentre restano anonime soltanto alcune parti minori, le cosiddette *Continuationes*, variamente suddivise dalla storiografia che si è occupata delle loro edizioni.

Se dissimile appare il peso intellettuale e letterario degli storiografi sangallesi, essi tutti appaiono comunque essere almeno maestri di scuola, quindi assistiti, in un ambiente ad alta valenza culturale, da una notevole conoscenza grammaticale e da una buona padronanza della retorica e della stilistica: così è, infatti, soprattutto per Ratperto, l'iniziatore dei *Casus* intorno all'ultimo decennio del IX secolo, e, probabilmente, per il terzo, Corrado di Fabaria, che scrive la sua frazione di testo verso il 1235. Il secondo scrittore in ordine cronologico è invece qualcosa di più che un maestro di scuola. Si tratta di Ekkeardo IV di S. Gallo, che conclude la sua parte di cronaca intorno al 1050, affascinante, divertente e divertito scrittore e tale da poter essere senza dubbio considerato uno dei migliori prosatori del medioevo.

Di Ratperto il suo confratello, e, come si è detto, successivo memorialista dell'abbazia, Ekkeardo ci ha lasciato una testimonianza, al solito, assai viva: egli era sin da giovane, maestro della scuola, insegnante chiaro, benevolo e tuttavia rigido nell'imporre la disciplina; ed anche esperto filologo biblico se, assieme ai due inseparabili compagni Notkero e Tuotilone, utilizzava il tempo quieto della notte per correggere gli errori che sfiguravano i testi sacri conservati nella biblioteca dell'abbazia. Più attento alla sostanza che alla forma della liturgia, la sua funzione nel monastero – cui era legatissimo: uscire dal chiostro era per lui morire – era anche quella, affatto sgradita, di comminare punizioni: così sembra ricordare Ekkeardo quando, nel sapido racconto della vendetta esercitata dai tre amici a carico di Sindolfo, che s'era preoccupato di deporre nelle orecchie del vescovo Salomone false notizie a loro carico, proprio a Ratperto attribuirà il compito di prendere a frustate quell'individuo spregevole e di punirlo duramente.

La cronaca di Ratperto s'avvia dalle sante azioni dei precursori ed è, attendibilmente, più ricca di particolari nel mezzo secolo che rappresenta, all'ingrosso, lo spazio di memorabilità per un cronista. Essa s'arresta all'883 e lascia agevolmente cogliere una generale divisione tematica in due parti. La prima, assai meno estesa, affonda nelle origini mitiche del cenobio, di cui ripercorre alcune vicende, sostanziandosi della tradizione agiografica che concerneva i primi protagonisti della sua fondazione, Gallo e Otmaro, senza del tutto replicare le notizie di cui v'era traccia nei manoscritti conservati nell'abbazia, sebbene aggiungendo, per quanto riguardava Gallo, particolari che dalla biografia del santo apparivano ancora trascurati: in particolare Ratperto insiste sulla liberazione da uno spirito maligno della figlia del duca Cunzone, Fridiburga, a seguito della quale il re concederà a Gallo di insediarsi in pace in un eremo ed obbligherà Cunzone, già nemico dei santi monaci, a dimostrarsi «solerte ed attento protettore» delle loro necessità.

L'episodio di Fridiburga indemoniata aiuta a completare – per questo qui lo ricordo – il modello che governa la narrazione dei primordi anche di altre fondazioni



La più antica copia, risalente al decimo secolo, dei Casus Sancti Galli, redatti attorno all'anno 900 dal monaco Ratperto. Nell'immagine: l'inizio della lista dei libri che l'abate Hartmodo procurò al monastero di San Gallo. Biblioteca abbaziale di San Gallo, Ms. 614, p. 124.

monastiche, in cui una prima fase è costituita dalla ricerca, condotta usualmente non senza contrasti, di un luogo adatto a fondare una comunità da parte dei monaci eremiti; una seconda si fissa nel superamento, in genere per intervento miracoloso, di alcune difficoltà (è funzione dell'agiografia segnalare, ad edificazione del lettore, i poteri soprannaturali di un santo); un'ultima, infine, conclude gli eventi col possesso, garantito dalla protezione di un potente laico (il re in questo caso), del luogo in cui essi si stabiliranno e daranno vita alla loro comunità.

Ma già ad iniziare dalla narrazione della vita di sant'Otmaro, primo abate, s'avvia un secondo tema che caratterizzerà la parte più ampia della cronaca di Ratperto, vale a dire quello della difesa dei diritti istituzionali del monastero – in contrasto con il potere dei vescovi della diocesi di Costanza – e, assieme, dell'alleanza con l'impero, tema che, nella vita di Otmaro, riceverà ancora qualche colore dalla narrazione agiografica.

La contesa col vescovo della diocesi da un lato e la protezione della dinastia carolingia dall'altro sono anch'essi temi stabili nelle cronache dei monasteri: il secondo in modo particolare, deputato a tradurre l'aspirazione della Chiesa a formare una unità inscindibile col potere laico nel nome di Cristo.

Governata da questi *Leitmotive* la cronaca di Ratperto procede scandendo le date croniche sulla successione degli abati del cenobio, attribuendo dissimile rilievo alla loro individuale importanza e centralità piuttosto agli abati del periodo carolingio, in particolare a Gozberto, Grimaldo ed Hartmodo.

Di Gozberto e Grimaldo la narrazione mette in evidenza soprattutto l'abilità politica e la difesa del monastero dalle ingerenze esterne, ma non omette, contornando l'attività del secondo, che a lui anche si deve la costruzione del nuovo monastero (la costruzione o il restauro di edifici diviene, intuibilmente, un tema mai dimenticato nella cronachistica), quello la cui pianta ideale, celeberrima, è ancora conservata nella biblioteca dell'abbazia.

Hartmodo consente invece di variare tono e temi: l'ormai affermata età aurea di S. Gallo esige che se ne descrivessero e celebrassero in primo luogo i simboli della potenza e della ricchezza: le decorazioni, l'oro, l'argento, la bellezza senza confronti e, come s'usava, i libri, alla cui acquisizione Hartmodo, seguendo le orme del predecessore Gozberto, dà incremento: un segno, questo, al tempo stesso, dello zelo religioso, della cultura e della ricchezza del cenobio.

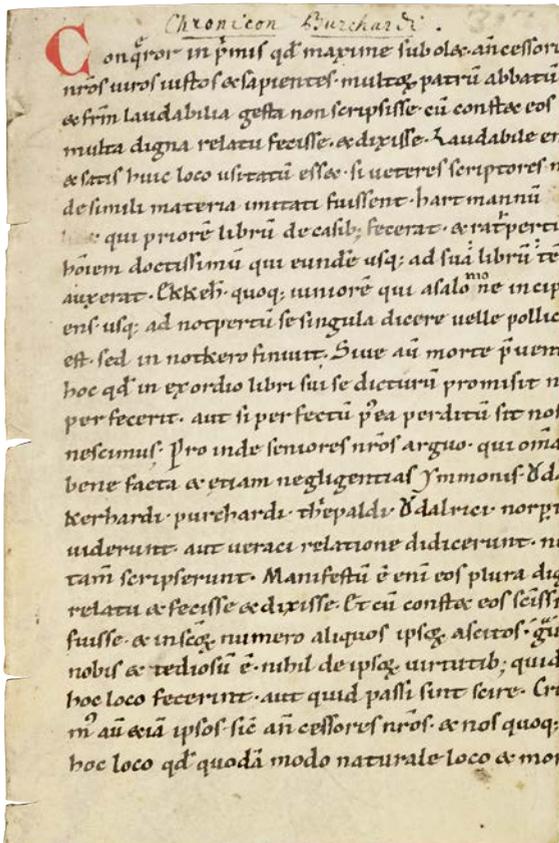
La narrazione di Ratperto, che si propone di raccontare i fasti e le sventure del monastero, «così come il giorno si alterna alla notte», è tuttavia, per così dire, se posta a fronte di quelle proprie di altre istituzioni monastiche, una cronaca laica. Fatta com'è, si è detto, di incontri e scontri fra istituzioni di potere, rimane una testimonianza di documentazioni e di fatti: il miracolo, il prodigio, che tanto affollano le narrazioni claustrali, una volta valicata l'imperativa prospettiva agiografica della prima parte della cronaca, pressoché non vi appaiono: solo una eccezione, ma anch'essa di fatto collegata alla narrazione di uno scontro tra monastero ed episcopato, e che poi del prodigio – ovviamente attribuito a san Gallo, la cui figura, spiega Peter Erhart, «svolgerà sempre un ruolo decisivo nell'identità politica e religiosa del

monastero» – non riesce ad avere tutti i crismi: quella della confusione delle carte esibite dal perfido vescovo di Costanza, Wolfleoz, dinanzi all'imperatore Ludovico, che, intese all'annientamento del monastero, porteranno invece alla sua salvezza e alla sconfitta delle pretese del vescovo.

Tutto – di cui qui appena qualcosa si tocca – è poi espresso attraverso l'impiego di una prosa sciolta e sapientemente organizzata, memore delle eleganze del periodo classico e patristico (siamo, sebbene ai confini estremi, ancora entro il periodo del classicismo carolingio), posta in parole per mezzo di una retorica pacificata e un lessico che, seppure non particolarmente ricco, tuttavia è non incerto ad esprimere le esigenze della narrazione e del pensiero. In essa s'avverte il bravo maestro di scuola, cui, semmai, mancano i sali dell'abilità narrativa: sicché, forse non casualmente, essa è tradotta con un uso pressoché esclusivo del discorso indiretto, del tutto privo di *verve* dialogica.

Richiede la buona retorica che in testa ed in coda ad un discorso stiano gli argomenti di maggior rilievo ed al centro i meno importanti. Mi adeguerò al precetto: e, quindi, prima di dire dell'autore più significativo che si impegna nella scrittura dei *Casus* di San Gallo, il secondo in ordine cronologico, che è Ekkeardo IV, occorre ricordare che, dopo i due primi, la cronaca prosegue con alcune (probabilmente cinque) anonime continuationes dell'opera di Ratperto ed Ekkeardo (cioè con proseguimenti della narrazione delle vicende dell'abbazia nei secoli successivi) e con un'altra opera storiografica, anch'essa in latino ed attribuita a Corrado di Fabaria, prete di Sant'Otmaro, che dà testimonianza degli accadimenti sangallesi nel primo trentennio del XIII secolo.

Le *Continuationes* si distendono complessivamente tra gli anni ultimi del X secolo e la fine del XII secolo (dal ricordo della morte di Notkero nel 975 al 1203), comprendendo le prime tre il cinquantennio canonico, un settantennio la IV e appena le vicende di tre anni la V. In esse l'attenzione è tutta rivolta a tratteggiare le poche luci e le molte ombre che in tutto il X e l'XI secolo avvolsero il monastero (una situazione condivisa dalla più parte delle istituzioni monastiche, soffocate dal prevalere del potere vescovile e laico): il racconto è fitto di nomi e di vicende, dove è rada la descrizione dei fasti monastici ed invece spesseggia accorato il lamento sul governo di abati malvagi, solo intesi ai personali interessi e a deprecare le sostanze del cenobio. Dopo le vite di Notkero e di Immone, che ancora consentono al cronista di sottolineare l'opulenza e la ricchezza del monastero, si inserisce una pausa forte, quasi una sconnessione tematica, dicendo dell'abate Ulrico di cui nulla si sa, per riprendere poi la narrazione, ma immergendo la storia del cenobio nell'ombra, attraverso l'opera, «a descrivere la quale v'è piuttosto da piangere che da raccontare» – così esordisce il continuatore –, dell'abate Gerardo la cui vita, applicata al male ed al disprezzo della santità e della virtù, impegna il narratore in una dettagliata relazione delle nequizie perpetrate dall'abate, della conseguente rivolta dei monaci e della successiva rappacificazione patrocinata dall'imperatore Ottone, che, per essere stata di fatto una soluzione diplomatica, spinge il cronista ad inserire nel suo testo alcuni versi satirici e deprecativi sull'operato dell'imperatore.



Inizio della continuazione dei
 Casus Sancti Galli (per quanto
 concerne gli anni dal 975 al
 1203) ad opera di cinque cronisti
 anonimi. Biblioteca abbaziale di
 San Gallo, Ms. 615, p. 313.

Il tono, tuttavia, è sempre quello che domina nella cronachistica monastica, dove il male appare essere il prodotto non di uno stato proprio del complesso dell'istituzione ma di singoli individui che tralignano e si allontanano dalla via retta, spinti dall'ambizione o dalla cupidigia. Nella seconda *Continuatio* prende voce il conflitto tra gli abati di Reichenau e di San Gallo, che culmina nella distruzione dei rispettivi monasteri ed inducono, dice il cronista, i monaci sangallesi a vendere grandissima parte delle loro ricchezze per avere sostentamento. In un continuo crescendo, l'ultima *Continuatio* presenta poi un conflitto interno, incarnato da due opposte fazioni di monaci che sostenevano due diversi abati, l'uno di nomina regia, l'altro espressione della avversa fazione monastica, che si giovava dell'aiuto e del consiglio del duca Corrado di Zähringen (duca dal 1122 al 1152). Il contrasto tra i monaci provoca qualcosa di più che le conseguenze del governo di un cattivo abate. Al giudizio del cronista la discordia degli uomini di Dio, che è, in sé, un *impossibile*, appare una sorta di mondo rovesciato, cui consegue il rovesciamento dell'intero ordine sociale: ne è esempio che saranno non più i nobili – il narratore appena soffoca il suo spreghio – ma i cantinieri della chiesa a cingersi della spada dei nobili.

Occorre ancora dire di Corrado di Fabaria, ultimo cronista in latino, che definisce magro il ruscello della sua scienza e lo stile della sua prosa. Ma che il buon

prete di S. Otmaro fosse davvero del tutto persuaso di quanto andava scrivendo nel suo stringato proemio e non stesse facendo altro dal consueto esercizio di *captatio benevolentiae* non sapremmo garantire. Della scienza – egli ci dice – altro non possiede che un ruscello: un'immagine, per altro usitata e che, tuttavia, lascia pensare ad una fonte d'acqua viva, con la quale egli sembrerebbe voler garantire il lettore sulla originalità della sua informazione e riflessione storiografica (l'allegorismo medioevale, infatti, contrapponeva sovente la metafora dell'acqua viva a quella della cisterna, ad indicare, nella prima, la scienza ricavata dal proprio originale pensiero, nella seconda una conoscenza totalmente mutuata dalla scienza altrui).

Quanto allo stile, verrebbe da dire che egli voglia ricavare scampoli dalla cronaca di Ekkeardo (non già solo nella forma, bensì talora anche nel tentativo di caratterizzazione dei personaggi), cui s'aggiunge una fitta messe di citazioni bibliche, classiche e mitologiche e una farcitura di squarci metrici in cui domina il verso leonino, una caratteristica della poesia di quel periodo in tutta Europa. Il tentativo di assimilazione al suo modello induce Corrado all'uso di un impianto formale assai intricato e di una lingua latina, la cui sintassi egli non sempre riesce a dominare, al punto che non sono rarissimi i luoghi in cui il nostro scrittore, dopo avere preso baldanzoso avvio, si smarrisce nella costruzione del suo stesso periodo, che finisce di riuscirgli troppo complesso, e si perde nella selva delle subordinate, in cui poco provvidamente s'era avventurato.

E tuttavia, al di là, o in aggiunta, al suo valore storico (la sua narrazione costituisce un testo importante per la storia della Svevia e dell'Impero) Corrado non è talora privo di una notevole forza narrativa, sebbene l'impeto retorico sempre soverchi. E dunque non appare straordinario che la narrazione gli risulti più confacente là dove l'argomento si presti alle tinte forti e all'esercizio di *pathos*: come nel caso del lunghissimo e assai articolato racconto dell'assassinio perpetrato da parte del figlio maggiore del conte Diethelmo di Toggenburg (1210–ca. 1230) sul minore, in cui Corrado fa appello a tutte le risorse stilistiche e retoriche della sua prosa per condurre il lettore alla commozione ed alla esecrazione del delitto.

Infine, la cronaca di Ekkeardo IV, che è, si disse, seconda nell'ordine delle cronache e si presenta come il testo di gran lunga più esteso. Con lui abbiamo senza dubbio a che fare con un grande scrittore e scrittore denso e difficile, in cui il compiacimento formale, tradotto in particolare nell'ordinamento sintattico e nella disposizione delle parole, raggiunge livelli di complessità e di conseguente oscurità della forma (una sorta di *trobar clus* che in epoche più tarde ebbe anche, per quanto riguarda la *scripta* mediolatina, una sua statuizione formale) che in alcuni casi giunge sino alla soglia di una incertezza di soluzione interpretativa.

A fronte di Ratperto, diversi sono gli interessi narrativi di Ekkeardo che egli soprattutto contiene e risolve entro la generale figura retorica della *notatio* (quando una persona viene caratterizzata attraverso le sue parole o i suoi atti, con una applicazione preferenziale entro il genere comico e pertanto attraverso la risoluzione stilistica media o bassa). La scelta conduce in prevalenza verso la libertà dell'aneddotica (che è poi anche una cifra della storiografia medioevale, intesa a divenire

un genere leggibile e piacevole) e alla pressoché costante drammatizzazione del racconto, ottenuta con dialoghi immaginari (attenta, in qualche caso, persino alla differenziazione dei registri linguistici), e, assai più parcamente, con l'inclusione di leggende e prodigi. Alla sua narrazione Ekkeardo imprime un ordinamento che intende essere cronologico, sviluppando i temi a seconda delle possibilità offerte dalla *inventio*, col risultato di ottenere in qualche caso, e con diversi livelli di complessità, aggregazioni più e meno ampie, composte dal tema principale e dalle *digressiones* pertinenti.

La più visibile ed estesa è quella che presenta vita e atti rilevanti del vescovo e abate Salomone, in cui l'oggetto cardinale del discorso si coordina con numerosi excursus in preavvenza descrittivi. Altre aggregazioni di minore estensione raccolgono le vite (narrate sempre, come si è detto, attraverso l'aneddotica) di quattro personaggi che ebbero per l'abbazia un assoluto rilievo storico e culturale (Istone, Notkero Balbulo, Tuotilone e Ratperto: i tre ultimi soprattutto); quindi il giudizio che un sinodo di vescovi e abati espresse sul monastero, che non pare del tutto si conformasse al modello di devotissima solitudine e vita parca e severa che si esigeva da una fondazione benedettina; inoltre quelle, per così dire «minori», quanto ovviamente ad estensione e «compattezza», che raccontano, ad esempio, dell'invasione degli Ungari o dei rapporti tra Ekkeardo II e la duchessa Edwig di Sassonia.

A tali temi altri si integrano, che potremmo definire «trasversali», nel senso che essi percorrono tutta la cronaca (o una parte significativa d'essa), senza talora rispettare l'ordine in cui la narrazione si articola. Credo che, oltre a quello del «peso» culturale e spirituale del monastero, di cui diremo tra poco, il più percettibile e frequente si lasci definire come il «tema della donna»: perché – ed è una bella innovazione rispetto ai temi usuali della narrazione monastica – numerose sono le donne che a vario titolo appaiono nella storia di Ekkeardo.

Terrò per ultima quella che in realtà entra in scena per prima, perché su di essa porremo, assai esitando, un'ipotesi di commento. Poi, seguendo l'ordine, per così dire, di apparizione, dapprima la donna, madre di Istone abate, che giace col marito durante i giorni del divieto quaresimale e ne fa sofferta penitenza sino alla miracolosa assoluzione dal suo peccato; quindi la donna, davvero immagine di Eva, che consente al sorvegliante dei monaci di palpeggiarle il seno. A fronte delle due prime (e di ogni altro modello di donna che emerga dalla cronaca) Wiborada, la santa martire, è perfetto esempio di vita monastica, adusa a dormire sulla nuda terra, il capo appoggiato sopra una pietra, e indossare un cilicio, a vederlo ora, raggricciante. E ancora la storia di Wendilgarda, vanerella, elegante e raffinata, avida di dolci e di mele dolci cui Wiborada offre una «di quelle che mangiano i poveri» e, dunque, così aspra che Wendilgarda, dopo averla strappata, ancora inscisa, dalle mani di Wiborada e tentato avidamente di addentarla, la sputa al primo morso, strabuzzando gli occhi. Mai, le predica in aggiunta Wiborada, mai Eva avrebbe peccato se ugualmente aspra fosse stata la edenica mela fatale. Al cronista Wendilgarda offre poi spunto per una colta digressione: ella, sposata ad uomo creduto morto, aveva chiesto e ottenuto di prendere il velo. Il marito, in realtà scampato dalla ferocia degli

Ungari, tuttavia si ripresenta ed il suo riconoscimento diviene, per Ekkeardo, occasione di riscrittura (non di pedissequa imitazione) dell'odissiaco «nostos».

Ma il racconto più seducente è certo quello che dice di Hadwig ed Ekkeardo II. Lei era «donna certo assai bella», di carattere forte e imperioso, destinata sposa al figlio di Costantino VII (un fatto che sembra, in realtà, mutuato dalla vita di Ottone II), e poi sposata dal decrepito duca Purcardo II che la lasciò «quamvis intactam non incognitam», sussurra Ekkeardo, a tal punto consapevole, pur ripetendo stilemi agostiniani, di toccare un argomento pungente, da premurarsi di aggiungere, quasi a giustificazione sua, che è cosa risaputa, «ut celebre est». La donna, esperta di lettere greche e latine, aveva ottenuto di avere il secondo Ekkeardo come suo maestro e con lui leggeva di giorno e notte poeti classici, tenendo però sempre aperte le porte della sua stanza perché nessuno avesse a malpensare di loro. Ekkeardo, visibilmente irretito dal fascino della personalità di Hedwig, accetta le soluzioni che ella desidera per allestire la stanza di lui, riceve doni di vesti monacali e liturgiche per sé e di paramenti per la chiesa, sinché, forse per parare una tempesta annunciata (qualche sospetto sulle virtù effettive del cenobio iniziava, sembra, a prender corpo) conduce a lei, perché lo istruisse nella lingua greca, un suo giovane discepolo (solo una fantasia è pensare a quello stesso che schernisce il povero Gunzone da Novara per il fatale errore di grammatica), già assai abile nell'improvvisare esametri in latino.

Ho rinviato sino a qui il ricordo della donna che in gioventù il vescovo Salomone aveva amato perché esso innesca suggestioni (e null'altro che quelle) verso altri universi letterari del medioevo latino. L'episodio narra, infatti, che il giovane Salomone fu ospitato da un nobile, all'insaputa del quale fece l'amore con una sua figliastra. Molta penitenza, poi, da parte di entrambi, tenne dietro all'errore. La donna, dopo aver partorito una figlia a séguito di quel rapporto, chiese che le venisse imposto il velo e, con l'aiuto di lui, divenne badessa in un monastero a Zurigo. È possibile che nel medioevo e in questi casi le cose andassero così: ma è comunque suggestivo incontrare, mezzo secolo prima, molti elementi congiuntivi con la storia d'amore tra Abelardo ed Eloisa, anticipati anche in qualche particolare che pare fortemente caratterizzante, quale almeno quello, credo, dell'essere l'amata da Salomone una figliastra di un nobile (di Fulberto Eloisa era nipote) e il fatto che essa divenga poi badessa di un monastero con l'aiuto di Salomone stesso (anche Eloisa vive la medesima vicenda).

Altro filo sottile ma continuo che percorre trasversalmente la nostra cronaca è, come si è detto, quello – un poco più scontato a fronte del precedente – della importanza culturale e letteraria del monastero. Ekkeardo doveva, infatti, sapere bene che non sempre a una istituzione monastica corrispondeva un impegno culturale: ché, anzi, le frequenti memorie di codici scritti e conservati nei monasteri alludono alla loro solidità patrimoniale piuttosto che alla presenza di una attività culturale di un qualche spessore. Non così era invece per San Gallo, dove Ekkeardo non tralascia una occasione per accennare, o per dire a chiare lettere e con dovizia di particolari, che non solo la cultura era diffusa tra i monaci e che la scuola monastica era tenuta in grande conto, ma che v'erano monaci che scrivevano, calligrafavano, compo-

nevano musica, collazionavano manoscritti. In proposito, l'episodio più celebre, per avere esso suscitato discussioni senza fine nella moderna medievistica, è certo quello in cui egli afferma che ad Ekkeardo I debba attribuirsi, come ora si ritorna a credere, la composizione, non priva tuttavia di rudezze che ne resero necessaria una revisione stilistica, del *Waltario*, il più celebre poema epico in latino che riguarda il mondo germanico e di cui l'abbazia sangallese, come ci ricorda Peter Erhart, possedeva una copia, addirittura migliorativa di una lezione che coinvolge l'intera tradizione manoscritta dell'opera.

Percorre il racconto di Ekkeardo un costante apprezzamento per l'abilità della parola (scritta ed orale; «era un artista della parola» si dice di Salomone), per la competenza calligrafica, in latino e anche in greco (Notkero copia le epistole canoniche in greco, dopo avere ottenuto l'esemplare da Liutwardo, vescovo di Vercelli e l'abilità degli scribi è valutata più che l'oro e le gemme), per la composizione liturgica, accompagnata dalla musica.

E ancora, a dar conto delle virtù che illuminavano la vita spirituale del monastero, oltre ad alcune minuzie che appartengono al sostrato «legendario» o esemplaristico, si inseriscono con grandissimo rilievo i due episodi già allusi, senza dubbio bene fissati nella memoria del cenobio, in cui esso viene sottoposto, probabilmente nel tentativo di ridimensionarne l'importanza ed il potere, ad una sorta di «inchiesta» sulle sue virtù e sulla correttezza dell'osservanza della regola monastica al suo interno. Essi sono scanditi in due momenti: l'uno che riguarda l'esame fatto da un sinodo di vescovi e abati sulla vita dei monaci di San Gallo; l'altro che ha come protagonista negativo Sandrato, un monaco inviato da Ottone I e da questi delegato a controllare la virtuosità del monastero. Ma l'abile Ekkeardo, in un continuo «crescendo» comico, porrà in luce che unico intento di Sandrato era alla fin fine quello di mangiare e bere a spese della comunità monastica. La resipiscenza dell'imperatore Ottone e la malinconica fine di Sandrato, ormai ombra tra le ombre dei pellegrini alla tomba di san Pietro, daranno conclusione a questo testo straordinario.

Quale il «modus narrandi» di Ekkeardo, seppur nelle sue generalissime linee? Delle qualità della sua prosa già qualcosa è stato anticipato. Ribadiremo, sempre col limite dei tratti immediatamente percettibili, l'abilità di dare vita al racconto attraverso l'inserimento di digressioni funzionali – come suggeriva la buona retorica – riproponendo via via il soggetto principale sino condurlo a conclusione; ribadiremo una preferenza, piuttosto che per gli aspetti della vita «istituzionale» della comunità – che pure non sono mai dimenticati –, per l'aneddoto, il più delle volte ricostruito letterariamente e non vissuto in prima persona, che ne fotografa istantanee nitide e sature di colore. Il che, ponendosi sovente con intento esemplaristico, in particolare nella descrizione delle persone (ancora una volta occorrerebbe qui aprire un capitolo sulla competenza retorica dello scrittore e sull'uso accorto che egli fa della modellistica degli *attributa personae*), giova a tratteggiare un quadro che interpreta gli aspetti della vita comunitaria attraverso l'agire dei singoli personaggi.

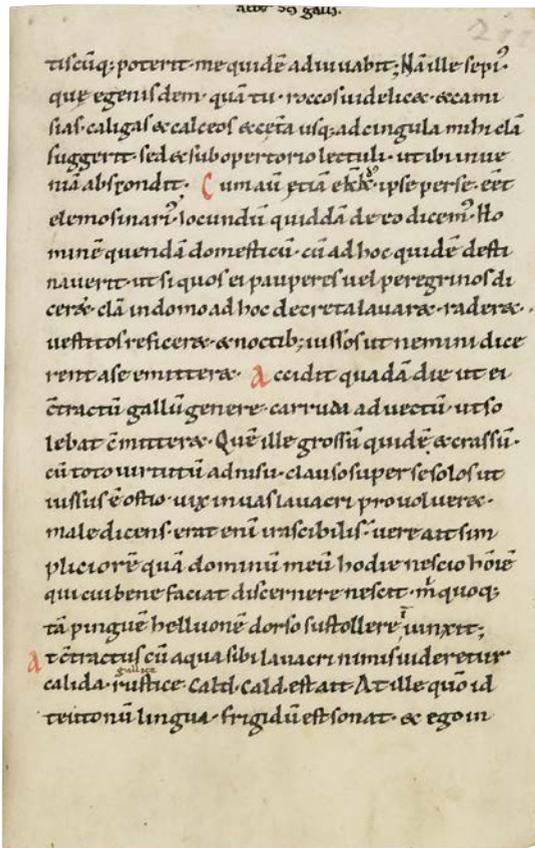
Danno vivacità e cromatismo al racconto i frequentissimi discorsi diretti, che la vigorosa inventiva dell'autore evita di ridurre, come già invece si è notato essere per

Corrado di Fabaria, ad intenti prevalentemente sentenziosi. Cifra, poi, che in modo significativo caratterizza i temi narrativi di Ekkeardo è la sua disponibilità (poco monastica) alla piegatura comica delle vicende, in particolare quando egli tratteggi sia personaggi di grande rilievo per la vita del monastero, sia comparse fugaci del suo vasto e variato scenario. Tale valenza del testo ekkeardiano offre soltanto l'imbarazzo della scelta, essendo gli episodi cui ci si può riferire numerosissimi.

Essi vanno, appena trascogliendo, dalla descrizione di quanto accadde del monastero – una sorta di *Cena Trimalcionis* – in occasione della visita di Corrado I nel novembre 911, al pezzo di bravura che è il gioco delle beffe tra l'arcivescovo Attone e Salomone stesso, in cui quest'ultimo, prima ingannato da un abile gioco di parole di Attone, lo beffa a sua volta diffondendo la falsa notizia della morte dell'arcivescovo ed appropriandosi, *iure hereditario*, dei suoi beni che in parte destina ai poveri, in parte utilizza per far foggiare reliquiari, croci e rilegature di manoscritti, anche utilizzando quelle tavolette d'avorio che, va detto, ancora oggi ricoprono due codici di San Gallo (su uno d'essi, ecco subito una rapida *digressio* e di grande interesse, il c.d. *Evangelium longum*, commissionato da Salomone stesso, egli, abile calligrafo, disegnò di sua mano due iniziali). E quando i due si ritrovano faccia a faccia, essendo Attone giustamente irritatissimo per l'accaduto, la replica pacificatrice di



Piatto di legatura posteriore dell'Evangelium Longum. All'interno della cornice in oro, cesellata e decorata di pietre preziose, la tavoletta d'avorio contiene, tra l'altro, la più antica raffigurazione della leggenda della fondazione del monastero, realizzata dal monaco Tuotilo attorno all'894/895. Biblioteca abbaziale di San Gallo, Ms. 53.



La storia del paralitico romano
 nella più antica copia dei Casus
 Sancti Galli di Ekkehardo IV,
 scritta attorno al 1200 nel mo
 nastero di San Gallo. Biblioteca
 abbaziale di San Gallo, Ms. 615,
 p. 211

Salomone è degna di una «loico» di alta scuola: «Voglio che tu sappia», dice infatti Salomone, che nei tuoi confronti mi sono comportato bene, anzi ottimamente. Infatti, le elemosine che precedono la morte sono più sicure e meglio accette a Dio di quelle che la seguono. E poi, se anche giungerai vivo dai tuoi, cosa che non sai, e per un caso, che ti è ignoto, tu morirai, certo chi ti sopravviverà caverà pochissimo dai tuoi scrigni per giovare alla tua anima.

Non voglio dilungarmi, attratto dall'argomento: ma almeno un cenno sento di dover fare a quello che è forse il pezzo più spassoso (che ha tutta l'aria di riferire, come molti altri, un *iocus monachorum*), narrato con assoluta maestria, che ha come protagonista un domestico che riceve dal caritatevole Ekkeardo I il compito di far prendere un bagno a un finto paralitico di origine romanza. Una volta entrato nel bagno il (supposto) paralitico avverte che l'acqua è troppo calda: sicché si rivolge al domestico nella sua lingua dicendogli che «Cald est, cald est»; ma il primo, di lingua tedesca, traduce in «Kalt est», cioè in «è fredda» ed aggiunge ripetutamente acqua bollente sinché il paralitico non schizza fuori dal bagno, urlando per le scottature e cerca scampo in una fuga precipitosa senza evidenziare alcun problema di deambulazione. Il racconto svela in fine il suo intento esemplaristico, riferendo della indefettibile carità di Ekkeardo I che perdona il piccolo inganno ed evangelicamente

rimprovera il suo domestico che aveva rifilato al finto paralitico una gragnola di bastonate con un tizzone acceso.

E per riuscire a concludere, sempre trascogliendo da un vastissimo repertorio, ecco Eribaldo, il monaco un po' sempliciotto – il cui nome vive soltanto nel racconto della cronaca – che si rende amici persino i terribili Ungari che gli consentono di bere a volontà, per Eribaldo, dunque, amici assai migliori che il severo cantiniere del cenobio; e ancora, spinta sino al registro del grottesco, la figura di Sandrato, che grida, russa e minge sul letto del decano.

Accanto alla commedia la tragedia, a sottolineare la pluralità di piegature tematiche che articolano il testo di Ekkeardo: «tragedia» è termine che in Ekkeardo ritorna con buona frequenza e, tranne in un caso, sempre a proposito di Sandrato, usato sempre ad indicare una narrazione che si sviluppa da inizi positivi a conclusioni nefaste. Tragedia è, ad esempio, l'inizio fausto del governo di alcuni abati e la loro fine in azioni malvagie, tragedia è l'incendio della chiesa di San Gallo.

Commedia e tragedia si ponevano ai due estremi della scala stilistica: tuttavia rispondere alla domanda se allora per Ekkeardo si possa parlare anche di pluristilismo, quando si valichino alcune poche certezze (come è per qualche uso del volgare, per sua natura, a questa altezza, sempre da considerarsi di stile «comico», quindi basso, umile), implica analisi linguistiche e stilistiche comparative di cui ora non posso disporre.

Concludo. Quale sia il valore dominante di questa cronaca, se essa, cioè, sia definibile storia o, diremmo oggi, «romanzo storico», certo non giova considerarlo *ex parte auctoris*, legittimato nella narrazione da fonti dissimili, orali e scritte, e che tuttavia assumevano per lui un identico valore; quanto alla verità storica, il provvido Peter Erhart ha già posto puntelli che sorreggono il testo con grande competenza e valgono da buon orientamento. Tuttavia, del modo in cui Ekkeardo quasi certamente fonde storia e leggenda (ma già ci chiedevamo se lo scrivente fosse consapevole di questa distinzione: del che i criteri storiografici del Medioevo alquanto mi inducono a dubitare), citerò un esempio, che mi lusingo di poter dire non facilmente rintracciabile, pronto a fare ammenda, se mi riesca solo di evidenziare una mia lacuna bibliografica.

Ekkeardo, dando rapido conto della ribellione di Kiselberto, sollecitato in questo da Eberardo (questi sono personaggi pienamente storici), introduce nella narrazione un terzo personaggio, non altrimenti noto, «un tal Cuonone detto Churzibolt a motivo della sua bassa statura», di cui, oltre a varie uccisioni, si dice:

Egli, pur di non grande corporatura, era audace e forte. Infatti, senza esitazione aveva ucciso un leone che, infranta la gabbia, voleva balzare addosso a lui e al re che aveva trovato soli nel consiglio; il re, che era, invece, un uomo di alta statura, tentava di afferrare la spada che Chuonone, allora, come si usa, portava al suo fianco. Si sparge in lungo e in largo la fama che un soldato del re Enrico con la spada aveva ucciso un leone che si era lanciato su di lui. Odiava le donne e le mele degli alberi di un odio così spontaneo che, quando durante i viaggi gli avveniva di incontrare le une e le altre, non

voleva far ivi una sosta. Molte sono le storie che su di lui vengono narrate e cantate... solo desideriamo ricordare che, come un novello Davide, aveva abbattuto, con la lancia invece che con una pietra, uno Slavo che lo aveva sfidato, un uomo di statura gigantesca, che era balzato fuori dall'accampamento del re.

Lo stesso racconto e le medesime caratteristiche del personaggio, toltone il particolare delle donne e delle mele, riaffiorano, o per meglio dire, ritornano, nello stesso secolo, nelle gesta (i *Gesta Herwardi exulis*) in gran parte leggendarie che si narravano (con le attendibili varianti: ad es. l'orso nei *Gesta Herwardi* e il leone nel testo di Ekkeardo) a proposito di un mitico guerriero inglese, Erwardo l'esule; racconto e caratteristiche che, assai probabilmente, dipendono, a loro volta e per qualche aspetto, da leggende nordiche, forse di origine danese (o diffuse da ambiente danese). Erwardo, più vicino alla influenza dell'ambiente cortese, ama e rispetta la donna (delle mele non so nulla), ma i particolari lasciano credere, più che a relazioni intertestuali, ad una comune fonte archetipica, diffusasi poi nella serie di varianti accolte dai differenti testi. I tre livelli, storia, calco leggendario e invenzione personale, sembrerebbero dunque intersecarsi nel testo di Ekkeardo, senza confini, soprattutto per i due ultimi, esattamente definibili: la leggenda, si sa, è, per sua natura, vagabonda.

Bibliografia (scelta)

Cronache di San Gallo, a cura di Gian Carlo Alessio, Torino 2004 (Il volume comprende i *Casus sancti Galli* di Ratperto, Ekkeardo IV, degli anonimi continuatores e di Corrado di Fabaria, in latino con traduzione italiana a fronte).

Edizioni recenti (con traduzione tedesca a fronte)

Ratpertus Sangallensis, *St.Galler Klostergeschichten (Casus sancti Galli)*, hrsg. und übersetzt von Hannes Steiner (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi 75), Hannover 2002.

Ekkehardi IV. *Casus sancti Galli – Ekkehard IV. St.Galler Klostergeschichten. Edition und Übersetzung von Hans F. Haefele (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 10)*, Darmstadt 1980 (⁴2002).

Heidi Leuppi: *Casuum Sancti Galli Continuatio Anonyma. Textedition und Übersetzung*, Zürich 1987.

Charlotte Gschwind-Gisiger: *Conradus de Fabaria Casuum sancti Galli continuatio. Die Geschehnisse des Klosters St.Gallen 1204–1234*, Zürich 1989.

Zusammenfassung

Durch den Alemannen Otmar entstand ab 719 die benediktinische Abtei St.Gallen, die ihre erste wirtschaftliche, religiöse und geistige Blüte im 9. Jahrhundert erlebte. Ihre Geschichte wird in der mittelalterlichen Chronik *Casus Sancti Galli* erzählt, die von mehreren Autoren und in verschiedenen Jahrhunderten auf Lateinisch geschrieben worden ist, mit einem letzten Teil auf Deutsch. Giancarlo Alessio, der

Autor dieses Beitrages, ist auch Herausgeber des Bandes *Cronache di San Gallo* (lateinisches Original mit italienischer Übersetzung, Verlag Einaudi, Turin 2006), wo er tiefgründig das Thema der Geschichte des St.Galler Klosters behandelt. Die vollständige Übersetzung ins Italienische gibt auch einem breiteren Publikum die Möglichkeit einer Beschäftigung mit diesem Geschichtswerk.

Der erste Autor der *Casus sancti Galli* ist der Mönch Ratpert. Er stellt das wechselvolle Schicksal seines Klosters in der Zeit zwischen der Gründung durch den irischen Mönch Gallus zu Beginn des 7. Jahrhunderts und Dezember des Jahres 883, als Kaiser Karl III. drei Tage in Sankt Gallen weilte und den frei gewählten Abt Bernhard persönlich einsetzte, in eindrucksvoller Weise dar. Ratperfs Leistungen als Geschichtsschreiber, als Autor liturgischer Dichtungen sowie als Lehrer in der inneren und äusseren Klosterschule trugen massgeblich zum hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Rang Sankt Gallens am Ende des 9. Jahrhunderts bei. Ihm folgte der gelehrte Mönch Ekkehart IV. von St.Gallen, der als Lehrer, Chronist und Dichter an diesem namhaften Ort wirkte und zu den herausragenden Persönlichkeiten des mittelalterlichen St.Gallen gehört. Er ist derjenige, der die *Casus sancti Galli* in anekdotenhafter Fortsetzung weiterführte. Der letzte lateinisch schreibende Fortsetzer der Chronik ist Conradus von Fabaria, der grossen Wert auf die Rhetorik legte.

Die mittelalterliche Chronik *Casus sancti Galli* bietet dem Leser einen Einblick nicht nur in das mönchische Leben, sondern auch in die Wechselbeziehungen mit der Welt ausserhalb des Klosters.

RENATO MARTINONI

Il carcere di Quintiliano San Gallo nella letteratura italiana

Per molti secoli, specie all'epoca del *Grand Tour*, e poi ancora – per motivi diversi – nell'Ottocento e nel Novecento, la Svizzera è rimasta al centro dell'interesse degli scrittori e dei viaggiatori forestieri: per la sua immagine arcadica, da età dell'oro, codificata ai primi del Settecento nel celebre, all'epoca almeno, poema *Die Alpen* di Albrecht von Haller; per l'idea allettante e un poco utopica di una nazione governata da antiche e salde leggi democratiche; per l'emozione sentimentale suscitata dai suoi paesaggi, specie quelli lacustri e montagnosi (con la *Nouvelle Héloïse* di Rousseau), ora pittoreschi ora sublimi; con l'immagine di un laboratorio scientifico, e basterà pensare a un altro *best-seller* dell'età dei Lumi, i *Voyages dans les Alpes* dell'alpinista-filosofo-geologo Horace-Bénédict de Saussure, che, oltre a offrire un mirabile quadro del mondo alpino, studia empiricamente i meccanismi della formazione e la storia della Terra.

I referenti deputati, simbolici o mitici, si trovano sulle Alpi (dal San Gottardo, ai luoghi «storici» dove è nata eroicamente l'antica Confederazione, più tardi con le mete turistiche dell'Ottocento: il Rigi, il Cervino, le località termali, quelle scistiche) e nelle grandi città, Zurigo, Basilea, Berna, Ginevra, ricche di tradizione culturale e di *charme*; anche se non mancano tragitti più extravaganti: di chi, per esempio, si immerge nei paesaggi subalpini già ricchi di atmosfere mediterranee, o visita in campagna gli istituti filantropici di Pestalozzi e di altri pionieri delle scienze pedagogiche, o, nelle loro appartate ma accoglienti dimore, celebri e venerate figure come Gessner, l'autore degli *Idilli*, e Lavater, il padre della fisiognomica; o corre magari a vedere, con il celebre *Manuel du voyageur* di Johann Gottlieb Ebel in mano, le feste popolari a Interlaken oppure, eccellente e raro esempio di democrazia diretta, la *Landsgemeinde* in Appenzello.¹

San Gallo e la sua regione restano invece un poco ai margini di queste dinamiche (oltre che delle principali vie di comunicazione): benché poi la celebre abbazia benedettina attiri fin dal Medioevo religiosi, eruditi, erranti, curiosi raffinati *Wanderer* da tutta l'Europa. Forse anche per questo le testimonianze letterarie, in ambito italofono almeno, sono piuttosto limitate. (Certo, volendo illustrare la presenza della cultura italiana a San Gallo, e soprattutto dei suoi motori, potrebbero essere menzionate, in tempi più vicini, alcune tessere importanti: dalla cattedra di Italianistica dell'Università, in passato vi hanno insegnato Reto Roedel e Pio Fontana, alle varie società e istituzioni che promuovono e diffondono lingua e cultura enotrie nella Svizzera orientale. Ma occorrerebbe ancora ricordare che la locale Biblioteca «Vadiana» conserva un importante fondo di materiali, anche autografi, crociani;² e che l'Erker Verlag, legato all'omonima galleria d'arte, ha pubblicato nel secondo

dopoguerra del Novecento bellissime edizioni di importanti poeti e artisti italiani: Giuseppe Ungaretti, Mario Luzi, Andrea Zanzotto, Piero Dorazio, Alberto Magnelli, Afro, Giacomo Manzù, Giuseppe Santomaso e altri).³

Ma per tornare ai viaggiatori: piace immaginare, l'ipotesi è tutt'altro che pellegrina, che Niccolò Machiavelli, andato a Costanza fra il 1507 e l'anno successivo, sia transitato per San Gallo nel suo viaggio di ritorno, prima di avviarsi verso il Brennero; e che lo stesso abbia fatto, tre secoli dopo, nel 1815, il Foscolo esule che, proveniente da Coira, sosta a Costanza prima di raggiungere Zurigo: così come farà poi, dieci anni più tardi, un suo carissimo amico, l'abate di Arona Giuseppe Bottelli, traduttore in latino del carne dei *Sepolcri*, deciso a ripercorrere, in una sorta di devoto pellegrinaggio itinerante, il tragitto elvetico dell'autore dell'*Ortis* passato nel frattempo in Inghilterra.⁴

Si potrebbe poi fare anche la storia dei sangallesi attivi, fra gloria e infamia, in Italia: da quella del monaco Vitino, segnalato a Venezia nel IX secolo; a quella di Giovanni da San Gallo, commerciante briccone, condannato nel 1362 per contrabbando di sapone «sine bulletta»; a quella dei pellegrini di cui si dà conto anche in questo volume; a quella del poeta e architetto Johann Georg Müller che nel 1842, a soli vent'anni, si mette a disegnare i piani per il completamento della facciata di Santa Maria del Fiore, il duomo di Firenze, la città, scrive nel suo diario, «più nobile d'Italia». ⁵

Bracciolini, il «pirata»

Conviene però sostare su chi, in ambito letterario, si è occupato forse per primo diffusamente di San Gallo. E allora bisogna senz'altro cominciare, e *pour cause*, con l'umanista toscano Poggio Bracciolini (1380–1459), giurista, segretario di un cardinale, cancelliere a Firenze, cultore appassionato degli *studia humanitatis*, convinto – come i migliori spiriti del proprio tempo – che l'intelligenza è un dono da usare per rendere l'uomo più completo, aperto, cosmopolita, vicino alla perfezione. Il vero umanista è ricco di virtù, è impegnato nella vita civile, coltiva l'arte, dialoga costantemente con i moderni e soprattutto, nutrendo di continuo il proprio spirito, colloquia senza sosta con gli antichi. Per questo cerca con impegno e acribia (e allora nascono, con lui e con altri suoi contemporanei, la filologia, gli studi paleografici, l'archeologia) i documenti che recano la voce delle civiltà classiche. Occorre completare un discorso troppo spesso, ahimè, interrotto, verificando al contempo la sua genuinità, eliminando i troppi errori che il tarlo del tempo ha lasciato dietro di sé, completando i vuoti che si sono prodotti, cassando le aggiunte surrettizie e togliendo la crosta delle menzogne e la zavorra infida delle censure e delle manomissioni.

Fra il 1415 e il 1418 Poggio è a Costanza, ospite di un Concilio che vuole riformare la Chiesa «in capite et membris». Ha trentasei anni, è curioso e pieno di vita. Così, dopo avere visitato e descritto, un poco utopicamente, un poco voyeuristicamente, i bagni termali di Baden, si mette a cercare negli archivi delle abbazie: a Reichen-



Gian Francesco Poggio Bracciolini da Firenze (1380–1459), umanista, storico, uomo politico e, negli anni 1416/1417, scopritore di testi classici nella biblioteca abbaziale di San Gallo. Incisione tratta dall'opera Bibliotheca Calcographica di Johann Jacob Boisard, Heidelberg 1669. Biblioteca abbaziale di San Gallo, L I IV 5.

au, a Weingarten. Fra giugno e luglio del 1416, e poi ancora nel gennaio dell'anno seguente, insieme a Cencio de' Rustici e a Bartolomeo Aragazzi da Montepulciano, soggiorna così a San Gallo.

Sappiamo che in quell'occasione Bracciolini trova parecchi importanti manoscritti, come racconta il 15 dicembre del 1416 a un amico, Guarino Veronese:⁶ nella sua lettera (naturalmente in latino) l'erudito toscano insiste sull'importanza del saper comunicare nel modo migliore dato che, aggiunge, «è solo il discorso quello per cui perveniamo ad esprimere la virtù dell'animo, distinguendoci dagli altri animali». Ma da chi, e con chi, imparare a farlo? Con i maestri dell'arte retorica, come Cicerone, «il padre dell'eloquenza», va da sé. Ma colui che meglio di tutti ha insegnato l'arte oratoria, precisa poi Poggio, è Fabio Quintiliano, «il quale così chiaramente e compiutamente, con diligenza somma, espone le doti necessarie a formare un oratore perfetto, che non mi sembra gli manchi cosa alcuna [...] per raggiungere una somma dottrina o una singolare eloquenza». Di lui, ahimè, il tempo ha lasciato poco. E quelle reliquie maltrattate sono ridotte in pessime condizioni: «Finora avevamo dinanzi un uomo», continua Bracciolini che cita Virgilio, «con la bocca crudelmente dilacerata, il volto e le mani devastati, le orecchie strappate, le nari sfregiate da orrende ferite».

Dopo essere stato a San Gallo, l'umanista italiano può invece affermare con grande fierezza: «Era penoso, e a mala pena sopportabile, che noi avessimo, nella mutilazione di un uomo sì grande, tanta rovina dell'arte oratoria; ma quanto più grave era il dolore e la pena di saperlo mutilato, tanto più grande è ora la gioia,

poiché la nostra diligenza gli ha restituito l'antico abito e l'antica dignità, l'antica bellezza e la perfetta salute». Non solo era in esilio, lontano dall'Italia, Quintiliano, aggiunge, ma oramai, confinato com'era nel buio umido e freddo di un sotterraneo, era anche «vicino al giorno della morte». Ecco cosa scrive:

Un caso fortunato per lui, e soprattutto per noi, volle che, mentre ero ozioso a Costanza, mi venisse il desiderio di andar a visitare il luogo dove egli era tenuto recluso. V'è infatti, vicino a quella città, il monastero di San Gallo, a circa venti miglia. Perciò mi recai là per distrarmi, ed insieme per vedere i libri di cui si diceva vi fosse un gran numero. Ivi, in mezzo a una gran massa di codici che sarebbe lungo enumerare, ho trovato Quintiliano ancor salvo ed incolume, ancorché tutto pieno di muffa e di polvere. Quei libri infatti non stavano nella biblioteca, come richiedeva la loro dignità, ma quasi in un tristissimo ed oscuro carcere, nel fondo di una torre, in cui non si caccerebbero neppure dei condannati a morte. Ed io son certo che chi per amore dei padri andasse esplorando con cura gli ergastoli in cui questi grandi son chiusi, troverebbe che una sorte uguale è capitata a molti dei quali ormai si dispera.

Trovai inoltre i tre primi libri e metà del quarto delle Argonautiche di Caio Valerio Flacco, ed i commenti a otto orazioni di Cicerone, di Quinto Asconio Pediano, uomo eloquentissimo, opera ricordata dallo stesso Quintiliano. Questi libri ho copiato io stesso, ed anche in fretta, per mandarli a Leonardo Bruni e a Niccolò Niccoli, che avendo saputo da me la scoperta di questo tesoro, insistentemente mi sollecitarono per lettera a mandar loro al più presto Quintiliano.

La scoperta braccioliniana dell'*Institutio oratoria* di Quintiliano nella biblioteca dell'Abbazia di San Gallo⁷ viene salutata con grande soddisfazione nel milieu umanistico europeo. Ma lascia anche, ecco il rovescio della medaglia, qualche strascico velenoso e polemico destinato a durare nel tempo. Nel 1537, oltre un secolo dopo, dunque, il cronista Johannes Rütiner accusa Bracciolini di avere riempito a San Gallo due carri di libri (cioè di manoscritti) sottratti alla locale biblioteca, e di averli portati a Costanza: «libros quos Poggius duobus carribus abduxit ad urbem Costantiensem» (ribadiscono gli annali del locale monastero, addossando tuttavia qualche responsabilità all'incauto abate: «Poggius Florentinus in monasterium nostrum veniens, concessu atque permissione Abbatis multos perelegantes libros asportavit»). La storia del «saccheggio» non si esaurisce tanto presto, se ancora nel 1841, facendo l'elenco dei codici sottratti, e rincarando la dose, nella sua *Geschichte der Stiftsbibliothek von St.Gallen*, Franz Weidmann chiamerà Bracciolini «pirata» e «ladro».⁸

Che cosa Poggio abbia veramente rubato o – per dirla dal suo punto di vista – quali «perelegantes libros» abbia diligentemente «recuperato» e «salvato» dalle muffe, dalla polvere e dai topi della prigione sangallese, e soprattutto dall'incuria neghittosa dei monaci, non sappiamo. In Italia si conosce all'epoca solo un codice di Quintiliano (l'Ambrosiano): ma si tratta di un documento mutilo e la scoperta del viaggiatore quattrocentesco (sembra che il manoscritto da lui trovato rechi le

166

A.

sufficeret oratio; nā q̄ incoē silū marime miror. p̄mā ne expo^{nem}
 tionē quā matrici filū p̄mebat auctoritas abstulit fide. an q̄ die^{idem}
 corrupti erim transferre in adūsariū maluit quā negare. p̄p̄t in
 uertatā ut ipse dic̄ infamia. an q̄ in re in re inuidiosa legis auri
 lionouis sine ē usū q̄ genere defensionis & iā defendi d̄e nondū
 p̄mollitas iudiciū m̄tes. an q̄ ip̄sū inuito eluentio facere testat̄ ē.
 qd̄ p̄milone q̄ ante narraū quā p̄iudiciū om̄ib; reū liberare. qd̄
 in fidariū inuidiā in elodū uertit. quā quā res uera fuerat pu
 gna fortuita. q̄ factū & laudaū en̄ tam uoluntate milonis re
 mouit. q̄ illi p̄cep̄ n̄ dedit & in carū locū ipse success̄; in statū ē
 enumerare ut eotte detraxerit auctoritate; ut pligario ost̄ oppo
 fuerit. corneliū ip̄sā c̄fessionis fiducia eripuerit. illud dicere
 satis habeo nihil ē non m̄ inorando s̄ in om̄i uita p̄s̄ c̄silio fru
 stra. q̄ sine^{q̄ sine} tradi ceteras artes; plus q̄ t̄ sine doctrina pruden
 tia quā sine prudentia facere doctrina. apparē & iā orationē
 locis temporib; p̄sonis & c̄ d̄e uirtutis. s̄ hic q̄ alate fuisse locū mi
 xtu^{et} q̄ cū elocutione tractabit. cū p̄cipere decapit̄ dicendo c̄pe
 rim. **LIBRUM QUINTUM INSTITUTIONUM ORATORUM LIBRUM VIUM
 PRIMUM INCIPIT LIBRUM VIIUM DE DIVISIONE;**
Deuentione ut arbitror satis dictū est;
 neq̄. **H**ec demū q̄ addocendū p̄tinē exsecuti sum; uerū & iā mot
 animos tractauim; s̄ ut opera extruendib; satis non ē facta atq̄
 materia & c̄tera edificanti ualia egerere. nisi disponendis c̄
 elocandis q̄ artu^{cu} figurū manū adhibeat. sic indicendo quā libe habun
 tans rerū copia cumulū tantū habeat atq̄ egestū. nisi illas eadē

Inizio del settimo libro del De institutione oratoria di Quintiliano copiato a San Gallo nell'undicesimo secolo. Zurigo, Biblioteca centrale, Ms. C 74a, fol 166r (dal 2006 prestato a tempo indeterminato alla Biblioteca abbaziale di San Gallo).

correzioni di Ekkeardo IV) restituisce finalmente una lezione integra che contribuisce a far rinascere un gran fervore di studi intorno alle *Institutiones*. Oggi del testo rinvenuto e poi fatto trascrivere da Poggio non c'è purtroppo traccia sicura: restano però alcune copie esemplate su quell'opera (è lui, come sappiamo, a dichiarare: «Questi libri ho copiato io stesso, ed anche in fretta»). Che l'umanista abbia veramente messo anche l'*Institutio oratoria* nel carro destinato a Costanza, o che almeno non l'abbia poi restituita, non è comunque assodato. Qualche studioso ritiene anzi che il codice strappato alla prigione di San Gallo e salvato da morte sicura sia invece quello rubato dagli Zurighesi, agli inizi del XVIII secolo, e a lungo conservato come bottino di guerra (da poco, finalmente, dopo molte trattative e tanto tergiversare, Quintiliano è rientrato in patria); e che alcuni dei manoscritti accatastati nei due carri, elencati da Weidmann, non furono trovati a San Gallo ma in Germania. Con questo le accuse di ladroreggio e di pirateria mosse a Bracciolini perdono di consistenza. Del resto il buio e l'umidità del carcere li avrebbero destinati al peggio. Se era stato «pirata», insomma, il provvido «ladro» aveva almeno avuto il merito di salvare il condannato da una morte sicura.

Ragguagli ed encomi

Ma, mentre altri imprecaivano nei suoi confronti, l'Italia stava dando un reboante, e forse definitivo, contributo alla fama della città e alle sue «Eccellenze Magnificentissime», agli inizi del Settecento, con un libro curioso (oltre che pletorico) – conta più di duecento pagine, è pubblicato ad Augusta nel 1710 «A Spese dell'Autore» – intitolato *Sopra la lodabile Republica, e Città di Sangallo*. La curiosità destata da queste *Lettere di ragguaglio* dev'essere alta (a meno che non sia piuttosto il desiderio del suo autore di ingraziarsi anche i cittadini che non capiscono l'italiano) se di lì a poco l'encomiastico ritratto viene tradotto in tedesco da Alessandro Octavio Dolcetti, originario di Reims, e pubblicato a San Gallo nel 1718 (*Bericht Oder Send-Schreiben Die Loebliche Republic, und Stadt St.Gallen Betreffend*).⁹ L'autore, che si dichiara «Vecchio sessagenario» e non è sposato, si fa chiamare Giovanni Antonio Pazzaglia, è originario di Genova, dice di essere (e lo sarà per davvero, tocca anche a lui, esule com'è, sbarcare il lunario) con largo uso di maiuscole «Professore della Lingua Italiana, e della Spagnuola». Prima di arrivare a San Gallo, probabilmente attivo nei cambi o nella mercatura, è stato in Olanda, in Portogallo, in Spagna «& altre principali Piazze».¹⁰

Il tono, dunque, qui come altrove,¹¹ è smaccatamente celebrativo: tanto da diventare talora irritante. Pazzaglia – che si cela sotto falso nome, in realtà si chiama Novelli, ed è in procinto di abiurare il cattolicesimo in favore della fede riformata, trovando asilo a San Gallo (ma, a dispetto del suo livore antiromano, pare più un avventuriero che una vera vittima di traversie confessionali)¹² – esagera con ipertrofica e untuosa generosità. Ma narra anche cose interessanti. Dapprima, e

la dedica è per l'«Illustrissimo, e Sapientissimo Senato Della Lodabil Republica di Sangallo», parla della città e della sua gente; poi, nella seconda parte (stavolta i dedicatari sono i «Molt'Illustri, e Nobilissimi Signori, li Signori Commercianti»), del commercio.

Le istituzioni politiche sangallesi, dice Giovanni Antonio Novelli *alias* Pazzaglia, possono essere paragonate a quelle «della Repubblica romana del tempo in cui non vi era ancora popolata l'ambizione d'ingrandirsi». Deve sentire ancora puzza di bruciato, l'esule italiano, se si affretta a dire che nella Repubblica che lo ospita («bella, popolata, ed allegra») «si possono alborar gli Stendardi col motto LIBERTAS». Poi parla degli uomini, «molto civili, garbati, ed affabili», e delle donne, «molto spiritose, vivaci e con tutta modestia cortesi». Il gentil sesso, e qui gli lasciamo la parola, cavalca

così bene, e così arditamente come gl'huomini, il che mi fà sovenire delle nostre Donne, quali vedendo un Cavallo prendono la fuga, e si tengono già morte a forza di calci: Queste qui fanno elleno generalmente tutti li loro viaggi a Cavallo, a qual effetto hanno de gl'habiti espressamente fatti per tal uso, ma così vaghi, e ben inventati, che quando io vedo una Dama Sangalese a Cavallo colla sua Casacca da uomo, un bel Capello alla Cavagliera, ed una Gonella alla bizzara, credo sempre ritornato il tempo dell'Amazoni.¹³

Tutti i sangallesi, continua risoluto il genovese, sono «Gente di Conscienza» e «timorati di Dio», «nemici di cabale, e di cavillationi», «amano il loro Prossimo, e sono molto amici dei Forastieri». È gente che sa divertirsi con misura: ai bagordi del carnevale preferisce le corse sulla slitta. «Non si sta mai più di dieci hore in allegria, la quale consiste tutta in mangiar bene, in beber meglio, e in discorrere, non essendovi permesso né ballo, né mascare, né altre indecenze».

San Gallo, con le sue ville e i suoi giardini è il luogo più bello del mondo. Bella l'architettura, con i suoi «edifici assai considerabili» (ancorché neanche la prosopopea del «Professore» riesca a paragonarli ai palazzi genovesi celebrati da Rubens), salubre l'aria, belle le fontane e le acque, intriganti le mura e i fossati in cui vivono i cervi, ameni i giardini e le campagne. Ovunque le stoffe vengono messe al sole a sbiancare (le aveva osservate anche Montaigne, nel 1580;¹⁴ un secolo più tardi le rivedrà, come già sappiamo, l'abate amico di Foscolo). L'industria tessile investe ogni anno un milione di fiorini; prima di essere venduta ogni stoffa deve essere mostrata agli specialisti che concedono o no il nullaosta: le tele buone vengono messe sul mercato, quelle cattive sono bruciate. E gli artigiani – oltre che «assai schietti, e di buona fede» – sono abilissimi: «fanno dei fili della sottigliezza d'un capello, e d'un uguaglianza, c'hà dell'incredibile».

A più riprese Pazzaglia promette di parlare dell'abbazia e dei suoi monaci; prudenza vuole però, per chi è in procinto di passare dall'altra parte della barricata, ancorché il nicodemita continui a definirsi «buon Cattolico», che il baluardo sangallese della romanità cristiana venga tenuto in disparte; meglio descrivere insom-

ma la biblioteca Vadiana, ricca, oltre che di «molte centanara di rarissime medaglie tanto antiche, come moderne», di minerali, conchiglie, mirabilia, di

una prodigiosa quantità di Libri tanto teologici, chè giuridici, storici, filosofici, matematici, medici, poetici, e d'ogni sorte di Facoltà; com'ancora diversi manuscritti di conseguenza non solamente nelle Lingue Europee, mà ancora nell'Orientali, e fra gl'altri v'è un Alcorano in Lingua mauritana, che meritarebbe d'esser collocato in una Biblioteca reggia, senza far mentione d'altri Libri così rari, e curiosi che posso con verità dire di non haverne visto simili altrove; bench'io habbia [...] visitato la maggior Parte delle più celebri Biblioteche d'Europa».¹⁵

Il paese della Cuccagna

Solo in poche altre città, continua imperterrito il Nostro, ci sono fiere tanto importanti. Così da Rorschach (lui dice, in italiano, «Rosciacco»), dalla parte del lago, insomma, proprio da dove era venuto Bracciolini, dopo tre ore di strada fatta a piedi, arrivano a frotte i villani a vendere i loro prodotti: «e certo», aggiunge poi ironicamente, «non è tale il concorso da noi; ad una Chiesa quando vi è l'Indulgenza». Così al mercato di San Gallo si trovano tutti i tipi di carne, molti pesci, «formaggi prelibatissimi», «Butirri molto delicati», «pane molto buono e saporito», «moltissimi Vini rossi e bianchi assai buoni, e molto sani, ed a prezzi così moderati che la Gente più ordinaria beve generalmente Vino»:

Abbondanza grande v'è di Vini in Sangallo; concìo sia ch'un semplice Cittadino quando non è provisto di Vino chè per due ò trè anni, gli par di non haverne; per non parlar della Nobiltà, e delle principali Famiglie, mentre queste se ne trovano nelle loro Cantine quantità così grande, che ne fanno meno conto, di ciò ch'in Olanda si faccia caso dell'acqua da bere: Oltre di questo vi sono i pubblici Fondachi da Vino della Signoria, dell'Hospitale, e d'altri Luoghi Pii, dove ne sono incredibile quantità di Botti, e certo con queste sole si potrebbe mantenere due, e più anni tutta la Cittadinanza, che pure come dirò in appresso ne beve la sua parte, com'io faccio la mia.¹⁶

Si chiede il logorroico e untuoso autore (e forse, chissà, sogna di metter in corpo un po' di invidia a chi respira, giù oltre le Alpi, l'aria del mare...): «a che servono in gratia le cioccolate di spagna, li sorbetti di Levante, e d'Italia, li Caffè d'Olanda, le Cidre, e Birre d'Inghilterra? a scaldar il sangue, ad indebolir lo stomaco, ed a guastar la complexion d'un huomo»; e invece «un buon bicchier di Vino puro, e sano, come qui si ritrova, ralegra il cuore, fortifica la persona, ed augumenta lo spirito».¹⁷ Nel paese della Cuccagna, che conta circa ottomila abitanti, abbondante è anche la carne (e forse il genovese andrà con il pensiero ai macelli di Soziglia, nei vicoli della città dove è nato, e alle pitture fiamminghe che ornano tanto numerose i suoi palazzi più belli):

Abbondanza grande d'ogni sorte di Carni è in Sangallo, scannandosi ogni giorno tanti Buoi, Manzi, Vitelli, Castrati, Porci, Agnelli, e d'ogni sorte di bestiame, che m'hà fatto più volte sovenire il tempo del Carnovale da noi, in cui ogn'uno s'affatica per mangiar carne, per esser poi più disposto ad osservar la quaresimale astinenza da essa: Qui si mangia sempre carne, e della migliore essendo visitata, e riconosciuta per tale, prima che si ponga al Macello; e per ch'ella tiri la conseguenza, che se ne smaltisce a Capo dell'anno una quantità incredibile, dirolle esservi qui 40. Maestri Macellari, che tengono Banca aperta in Beccaria, e ch'un solo di essi scannerà cento buoi l'anno, un altro altri 500. Vitelli, un altro 1000. Castrati, e così ciascun una particolare portione, ed io ne sò uno, ch'è mio special amico, il qual tiene sempre nelle sue stalle più di 60. buoi, così grassi, e belli, ch'è un piacere a vederli: mà come buon Cattolico non voglio star sempre sul proposito della Carne, parlerò dunque di pesce.¹⁸

Perché ricchissima è l'offerta dei pesci (anche «dei pesciolini piccolissimi, che si somigliano ai nostri Bianchetti nella forma, e nel sapore»), tanto da far impallidire gli arcimboldeschi mercati del Mediterraneo:

Abbondanza grandissima vi è in Sangallo d'ogni sorte di pesci in tutte le stagioni, e dei più delicati [...] solamente soggiungo esser cosa meravigliosa, che qui abbondino in maggior Copia che nei Luoghi più vicini al Lago, dove vengono pescati, e questo per l'antecedente raggione, che li Pescatori vogliono vender in Sangallo più volentieri ch'altrove: in oltre vi sono sopra queste Collinette attorno la Città alcuni stagni così pieni di Carpe, e Lucci grandi, e piccoli, ch'in vece di pescarli col hamo, o reti si potranno prendere, per così dire, a colpi di bastone; ma questi non si vendono, e quando il Governo ne ordina le pesche generali, ne fà fare dei presenti alla Cittadinanza, la quale in un caso di mancanza per altra parte, può ottenere la permissione di farne pescar il bisogno.¹⁹

Per non dire, dopo aver detto del formaggio,²⁰ della frutta («peri, pome, prugni, ciregie, persiche, noci, nocciole»), «in tant'abbondanza, ch'al certo ha dell'incredibile»: e i prodotti di Pomona sono «dolci, e delicati, e forse più che quelle di Francia, e d'Italia».²¹ Per non dire delle verdure: perché «si hanno insalate delicatissime, così bene l'Inverno come nell'altre stagioni, senza parlar dei Carcioffoli, Asparghi, Cavolfiori, ed altre delicatezze, che si trovano a suoi tempi a prezzi moderatissimi». Il clima nordico non sembra inferire sui raccolti; e all'esule fuggito dalla Liguria pare di trovarsi, almeno nel gioco della finzione letteraria, nei luoghi dove è cresciuto. Altro che il paese dei limoni cantato da Goethe... Che tutto quello che dice sia vero, non sappiamo. Che tutto sia gonfiato dalle trombe oramai sfiatate e soprattutto arrugginite del Seicento, possiamo dirlo con certezza.

La tomba di De Sanctis

Altri italiani, di ben altra levatura, visiteranno San Gallo nei decenni seguenti. Angelo Maria Querini, futuro cardinale di Brescia, è ospite dell'abbazia benedettina nel 1747. Il suo collega Giuseppe Garampi, prefetto degli archivi segreti vaticani, vede a sua volta, nei primi anni Sessanta, il monastero sangallese circondato da colline ammantate di neve. Piuttosto negativo il giudizio, almeno intorno all'architettura della cattedrale, mediocre e piena di errori: non fosse per gli stucchi. Il barocco del nord non è naturalmente quello dei paesi mediterranei. Neanche i lavori in corso di cui è testimone promettono, scrive il prelado nel proprio diario, alcunché di allegro. Fortuna che la gente di San Gallo è di bocca buona. La città è molto piccola ma ha una aspetto gaio; vi si vive nell'agio, anche se non come in altri tempi. Giuseppe Garampi riparte dopo avere fatto scorta di mussoline per il proprio corredo romano; e dopo avere ricordato, tutto il mondo è paese, la storia tragicomica di uno scrivano sangallese che, pur avendo moglie, ha seminato intorno, pascolando qua e là, sessanta o settanta figli. Nessuno però condanna l'immoralità del suo agire. Soltanto quando vien fuori che il galantuomo ha abusato delle finanze pubbliche, lo si manda finalmente sul patibolo.²² Ma l'etica e le leggi, si sa, sono a volte due mondi differenti.

Peccato invece – ma sarà almeno una fortuna, stavolta, per l'onore delle donne – che un viaggiatore curioso e inquieto come Giacomo Casanova, che visita la Svizzera in lungo e in largo, tra sottane rincorse e improvvisi momenti di ravvedimento, non dica nulla di San Gallo. L'itinerario più canonico, quello, per esempio, seguito da Alessandro Volta,²³ passa del resto per il San Gottardo (nel Settecento c'è ancora chi la ritiene la montagna più alta d'Europa), prosegue per Lucerna, dove non si manca di andare a vedere il grande rilievo delle Alpi in miniatura di Ludwig von Pfyster, transita poi per Zurigo, Berna, Basilea, Ginevra. Allo scienziato comasco, del resto, interessano le *Physikalischen Gesellschaften* e i gabinetti degli scienziati più che le abbazie e i loro monaci certosini.

Nel secolo successivo (prima almeno del 1861) gli italiani vengono poi in Svizzera soprattutto per motivi politici: per cercarvi insomma rifugio o per trovare nutrimento alla loro sete di libertà e di patria. Vivono preferibilmente nella Svizzera italiana: cioè nel Ticino o nelle valli italofone dei Grigioni, o in grandi città frequentate da altri fuoriusciti, dove è più facile stampare le proprie opere. Forse anche per questo sono rare le testimonianze su San Gallo. Ma occorre almeno ricordare quella, ancorché estemporanea e tutt'altro che entusiasta, di Francesco De Sanctis, professore al Politecnico di Zurigo dal 1856 al 1860.²⁴ Il grande storico della letteratura italiana, si sa, fatica molto ad ambientarsi nella città che lo ospita (e che lo ha esaltato, al suo arrivo, come il riformatore, se non il fondatore, della storia letteraria italiana) dopo l'esilio torinese. Così le sue lettere sono più ricche di rampogne che di entusiastiche illuminazioni. Ecco cosa scrive il 19 ottobre 1857 a un amico (in precedenza De Sanctis era andato a vedere la cascata del Reno, trovandola «inferiore alla sua fama»): «Un'altra domenica sono stato a San Gallo, così alta sul livello

del mare. A me però che la vedevo sprofondata tra due colline è sembrata bassa. È peggio di Zurigo, una vera tomba: né so come uom si possa rassegnare a vivervi, massime d'inverno». Curioso che il professore irpino, frequentatore assiduo della biblioteca zurighese, non dica nulla su quella sangallese... Vero è che, la domenica, le biblioteche restano chiuse e che a lui interessa più la letteratura in volgare che quella latina del Medioevo.

La perla nella neve

Nel Novecento sono molti gli italiani che vengono in Svizzera. Parecchi di loro ci arrivano un'altra volta da esuli durante il Fascismo – basterà pensare a Ignazio Silone – e soprattutto dopo lo scoppio della guerra civile, fra il 1943 e il 1945. La maggior parte dei fuoriusciti viene concentrata nei campi di lavoro e in quelli universitari. La mobilità è quindi molto limitata, e la Svizzera orientale resta un'altra volta al margine. Occorre però almeno ricordare Diego Valeri, internato nel campo di Mürren, vicino alla Jungfrau (dove, con Nelo Risi, Giorgio Strehler e Amintore Fanfani, mette in piedi un'università popolare). Durante il suo soggiorno Valeri riesce comunque a visitare parecchi luoghi. Tornato in Italia, dove insegna letteratura francese all'università, decide di pubblicare i suoi ricordi elvetic: per mostrare agli italiani cos'è la Svizzera; per offrire un segno di riconoscenza a un paese che oramai considera una «patria seconda». Il panorama invernale sangallese, che tanto dispiaceva a De Sanctis, è invece goduto appieno dal poeta padovano che, nel suo *Taccuino svizzero* (1942–1945), alterna sentimenti misti: di ammirazione per la verginità, la purezza dei luoghi; di bonaria ironia, talora di sconforto, per le esagerazioni e le incoerenze dell'oggi. Ecco cosa scrive di San Gallo:

Piccola nitida città: nitida e bianca come la perla. Adagiata sul velluto bianco della morbida valletta che s'insena tra il Rosenberg e il Freudenberg, tra il monte delle rose e quello della gioia.

Tutto quel bianco era, si capisce, un addobbo di parata invernale, una bellezza di stagione, destinata a fondere al primo respiro del Vorfrühling. Ma intanto, quel giorno, la bella cittadina era così: inverosimilmente bianca e nitida e pura; come se fra i suoi muri non esistesse il male. [...] la neve era tanta da formare e stender dappertutto dei tappeti, dei cuscini, delle trapunte, dei materassi addirittura; attraverso i quali il corpo della città si vedeva e non si vedeva, appariva e spariva freddolosamente.

Non è che quella enorme imbottitura mancasse di grazia. Si sa che la neve va d'accordo col barocco, di cui sviluppa, con libere sovrapposizioni, gli elementi fantastici e surrealistici; e si sa che il massimo monumento di San Gallo, quello che dà tono alla città, è la Klosterkirche, tardo-barocca e austriaco-bavarese, come la sua sorella germana di Einsiedeln.

Quel giorno, dunque, la nobile chiesa era en beauté; e faceva veramente un gran bel vedere.

Si chiede il visitatore veneto:

Che cosa penserebbe, pensavo, il buon romito irlandese, l'irsuto San Gallo, se vedesse la sua chiesa così mondanamente agghindata e fiorita? Lui che, avviato in Italia dietro il suo maestro Colombano, si fermò in questa valle, dove non era che foresta, e si costruì, aiutato da un orso (appena un po' più orso di lui), la sua celletta per la contemplazione e la preghiera?

E che cosa direbbero gli antichi abati che, dal nucleo di una cella boschereccia, svilupparono un grandioso monastero, con scuole e biblioteca e ogni spirituale ben di Dio?



Il borgomastro, nonché riformatore della città di San Gallo, Joachim von Watt, detto Vadiano (1484–1551). Statua nella Marktplatz di San Gallo.

Poi entra nella Stiftsbibliothek:

L'illustre biblioteca vive ancora, all'ombra della sua chiesa; ma, come la chiesa, è completamente trasfigurata da quella che fu, che dovette essere, al tempo dei Notker e degli Ekkehard, e poi al tempo in cui Poggio Bracciolini scovava tra i codici venerandi il De Architectura di Vitruvio, il poema di Lucrezio, le Selve di Stazio, e Quintiliano, e Silio Italico, e Manilio, e Columella: tutto un inestimabile tesoro scampato dai monaci sapienti al naufragio della romanità. Ora anch'essa, la biblioteca, è una leggiadra sala da ballo settecentesca, tutta curve e ghirigori e svolazzi, e incrostazioni di stucco alla grottesca che incorniciano i dipinti del soffitto. Una biblioteca da fêtes galantes.

E dopo avere descritto il monumento a Vadian, riformatore e borgomastro, il poeta visita – non senza un briciolo di delusione – il museo dei tessuti:

Fu un dispiacere, confesso; perché, da beato ignorante, io credevo che San Gallo fosse una specie di Burano in grande (o mia Burano!); che quei candidi mirabili fiori sbocciassero direttamente dalle dita delle fanciulle sangallesi, soavi e sospirose come la Psiche del Foscolo.

Ma la giornata del giovane esule, che incontra per le strade tante ragazze («avevano guance di rosa e occhi ridenti, e snelli corpi atletici»), si chiude su una visione di speranza:

Seppi allora che San Gallo è la città della giovinezza, appunto perché alle sue molte scuole vengono, da ogni parte della Svizzera e anche dall'estero, giovinetti e giovinette in numero grandissimo. Così che la festa cittadina per eccellenza è la Kinderfest del mese di luglio: sfilate, canti, gare ginnastiche sul monte delle rose, e via dicendo.

Felice, pensavo, la città che a sé chiama evangelicamente i parvoli; e gode poi di sentirli catullianamente cantare:

Dianae sumus in fide
Puellae et pueri integri...

Per questo essa può all'occasione, vestirsi di bianco: di tutto quel bianco verginale che le ho visto intorno io.²⁵

Barocco e pantofoloni

Chiudendo il suo *Taccuino svizzero*, con un *Saluto al Ticino*, Valeri ricorda gli scrittori più legati alla parte subalpina della Svizzera: quelli stranieri, che lo hanno descritto, come Samuel Butler e Hermann Hesse, e quelli locali: Francesco Chiesa, Giuseppe Zoppi e Piero Bianconi, suo amico. Anche lo scrittore ticinese (1899–1984) – autore di prose, il suo romanzo più bello è *Albero genealogico* (1969), di molte traduzioni e di lavori di storia dell'arte, allievo di Pietro Toesca e vecchio amico,



Le famose pantofole della Biblioteca abbaziale di San Gallo.

com'è, di Roberto Longhi²⁶ – visita la città, negli anni Sessanta. E subito è incuriosito dell'«aggrovigliato labirinto di viuzze continuamente in curva». Ma basta osservare una vecchia stampa, o immaginare di guardare la città dall'alto, a volo d'uccello, scrive, per capire come «quel gomitolino di strade ricalca esattamente la pianta medievale di San Gallo e trova il suo centro nella chiesa e nei grandi edifici conventuali: davanti ai quali fatalmente si sbocca, quasi magneticamente attratti». La chiesa è la cattedrale «borrominescamente flessuosa»; accanto c'è un altro gioiello, la *Stiftsbibliothek*:

Per entrare nella biblioteca bisogna calzare certi sesquipedali pantofoloni, per riguardo al pavimento intarsiato e lucidissimo sul quale si procede stisciando; ma subito si dimentica l'impaccio, sbalorditi dalla prima occhiata: fasto e grazia, movimento flessuoso, legni preziosi e ori, scaffali zeppi di libri, la galleria superiore che mette in evidenza l'elegante ondeggiare della pianta, e la volta dove stucchi austriacanti rameggiano folti e puntuti intorno agli affreschi prospettici che raffigurano i primi quattro concili e i padri della Chiesa. Mirabile complesso, d'un gusto saputissimo e perfettamente coerente, trionfo del più compiaciuto e ghirigorato rococò, non senza la

La pianta carolingia del monastero, realizzata negli anni 819/830 nel monastero di Reichenau per la vicina abbazia di San Gallo, tra i tesori più preziosi dell'antica biblioteca monastica. Biblioteca abbaziale di San Gallo, Ms. 1092

punta di frivoltà che tale gusto comporta: e quanto sarebbe bello leggere e lavorare in così amabile e dorata gabbia...

Abbassato lo sguardo lo scrittore ammira ciò che è esposto nelle teche: avori, rilegature, pietre preziose, ornamenti, favolose immagini di antiche foreste e di orsi: «un'aria rarefatta, e quasi gelida, vivificantissima: è il più remoto Medio Evo e la spirante classicità che ci fiatano incontro dai codici venerandi, dalle preziose miniature». «Ci si sente», annota, «il fervore intellettuale, il peso che questo monastero ebbe e ha nella storia del pensiero e della cultura d'Europa»:

Tra le più affascinanti cose, in tanta ricchezza, è la pianta del convento, su grandi fogli di cartapeccora cuciti insieme, delineata in rosso con mirabile nitidezza, sui primi del secolo nono. Vi si legge ogni cosa, la chiesa e il vasto complesso degli edifici che la attorniavano, ognuno con la dichiarazione del proprio ufficio: la basilica fiancheggiata da due torri circolari come il pollaio delle galline e quello delle anatre, le sale capitolari, i chiostri, le infermerie, le stanze dei medici, le farmacie, gli alloggi per i pellegrini, i vari lavoratori artigianali, dagli orefici ai falegnami ai fabbri, e le celle dove la pazienza degli amanuensi e dei miniatori preparava le meraviglie qui esposte, le stalle per i bovini i cavalli i porci, il prestino con forno e le tre birrerie con le belle dichiarazioni, per la celia e la cervisia: Hic fratibus conficitur cervisia, la birra che quei bravi frati carolingi si preparavano in casa e bevevano in santa pace.²⁷

Un breve ed estemporaneo accenno a San Gallo si trova anche nelle pagine di un altro scrittore, fortunatissimo, a sua volta nato sul Lago Maggiore, ma sulla sua sponda «magra», a Luino, poco distante dalla Locarno di Bianconi, Piero Chiara. Anch'egli, come Valeri, è esule in Svizzera, al tempo della Resistenza. Tanto che la Svizzera è spesso presente nella sua opera.²⁸ In un singolare racconto del 1977 l'autore immagina di accompagnare in un viaggio elvetico un uomo singolare, Belisario. Enigmatico è anche l'incontro con San Gallo:

Capii che il Grigioni non gli andava. E traversato un altro passo, il Julier senza neppure soffermarmi a St.Moritz, puntai su San Gallo, dove arrivammo a notte fatta. La mattina dopo Belisario visitò la città, chiese informazioni sul prezzo della pensione in un albergo e guardò un orario dei treni forse per vedere se gli fosse stato agevole, dopo un paio di settimane, il ritorno in Italia. Ma nelle prime ore del pomeriggio, dopo aver fatto una lunga telefonata a una persona che non mi nominò, chiese di proseguire, alla ricerca di un altro posto. «Questa è una città» disse «io cerco un paese, magari un villaggio».²⁹

Medioevo e fantasmi

Tutto qui. Ma San Gallo, ancorché trasfigurato nella finzione narrativa, fa ancora in parte da scenario per un romanzo di Laura Mancinelli, germanista e scrit-

trice. *Biglietto d'amore*, una sorta di moderno *Bildungsroman*, narra la storia di Hadlaub, che vive a Zurigo in casa di Rüdiger Manesse. Innamorato della figlia del mecenate, il giovane poeta, che ha studiato a Einsiedeln, deve partire, con un compagno, Guilbert, per la regione meridionale della Germania (e orientale della Svizzera) alla ricerca – nelle biblioteche di castelli, conventi, case private – di versi d'amore. Sarà l'occasione, va da sé, per accompagnare lo studio alle avventure le più iniziatiche e picaresche. Alla fine delle sue epiche e amorose peripezie, Hadlaub sarà l'artefice, nella finzione letteraria almeno, di un importante documento della poesia dei *Minnesänger* (oltre che il garante della sua sopravvivenza documentaria): il *Codice Manesse* oggi conservato presso la Biblioteca Universitaria di Heidelberg.

Ecco la scena della prima visione, lontana, di San Gallo (immaginato in cima a un poggio), nel dialogo fra il poeta e il suo fido scudiero:

- *Il tramonto è prossimo, dobbiamo affrettarci se vogliamo arrivare a San Gallo prima di notte.*
- *Forse mi sbaglio, però mi par di vedere torri e mura levarsi su quell'altura di fronte.*
- *Hai ragione! Non possono essere che le torri del monastero. Ma non sono vicine, dobbiamo ancora superare questo vallone che ci sta davanti. Avremo presto alloggio e cibo in abbondanza. Evviva San Gallo! – gridò il cacciatore pieno di entusiasmo.*

Ma il compagno di Hadlaub cade da cavallo, batte la testa, sembra morto. Viene allora portato nell'abbazia dove un «fratello» erborista gli dà da bere un medicamento («un liquido giallognolo», «un distillato di erbe medicinali fermentate»). Hadlaub chiede all'abate di poter lavorare nella biblioteca, «famosa in tutta la regione per la sua ricchezza» e l'abate acconsente:

Fu così che il mattino seguente, dopo le funzioni dell'alba, Hadlaub, accompagnato dall'abate e dal monaco bibliotecario, fu introdotto nel vasto «scriptorium» del monastero di San Gallo, fatto sedere in uno scanno e messo di fronte a un manoscritto in cui riconobbe un salmo di Davide. Non volevano rischiare di mettergli in mano un componimento che fosse, già allora, unico al mondo.

Vide le teste degli altri scrivani volgersi verso di lui, curiose, ma ignorò tutti. Appena fu lasciato solo, affilò una penna d'oca scelta tra quelle messe a sua disposizione e cominciò a copiare il salmo iniziando la prima lettera della pagina, esattamente com'era nell'originale. Poi continuò con curve ampie ed eleganti a trascrivere il testo latino. Lavorò così fin quando suonò la campanella del mezzogiorno. Allora la porta dello scrittorio fu aperta ed entrò l'abate in persona. Esaminò la pagina di Hadlaub e non poté trattenere un sorriso di compiacimento:

– *Molto bene, – disse, – domani vi affideremo il primo manoscritto delle poesie che interessano il signor Manesse.*

L'occasione serve per illustrare la vita nell'abazia, le giornate dei monaci, i loro frugali convivî (zuppa di verdura, mentre un fratello legge ad alta voce brani sacri in latino). E intanto che Hadlaub trascrive il codice il suo compagno visita il giardino con i primi fiori, l'orto delle verdure, va a caccia di cinghiali. E, una volta almeno, si festeggia alla grande. Hadlaub è molto contento: «A San Gallo ho avuto molta fortuna: c'erano tanti manoscritti dei nostri poeti, i più antichi e rari, penso». Il giovane bardo tornerà in patria, carico di gloria e di poesie rinvenute. Ritroverà la donna che ama già maritata a un vecchio italiano, ricco e malandato. Lei è però madre di una figlia che ha il colore degli occhi del poeta³⁰.

Manca certamente, in questa rapida rassegna, qualche nome, da mettere accanto a quelli che qui sono stati fatti. Occorre però ricordare ancora, con il romanzo *La sequenza* del medievista Bruno Andreolli, la storia del monaco Notkerio, detto Balbulo, che insieme a Tuotilo, «dal lontano monastero di San Gallo», scende a Nonantola, nell'Italia padana, «per studiare i codici musicali di alcune grandi abbazie del regno longobardo» e, un po' come ha fatto Hadlaub, per portarne una copia in patria. Il viaggio serve a scoprire la diversità fra i due mondi («Notkerio nella decifrazione dei canti si accorse subito della grande differenza fra le melodie italiche e quelle che si usavano comporre a San Gallo»); e a incontrare, il turbamento d'amore investe entrambi, la bella contessa Adelburga cui il benedettino non manca di narrare la storia del proprio convento:

Le raccontò di Gallo, di come avesse lasciato il gruppo di Colombano in viaggio per l'Italia e si fosse ritirato come eremita nella foresta di Arbon, in Turgovia. Sul posto aveva poi costruito una povera cella e una chiesetta di legno; ma ben presto il suo esempio aveva fatto proseliti: attorno a lui si era creata una piccola comunità. Circa cent'anni dopo, Otmaro, nativo del luogo, aveva costruito presso le rive della Steinach la prima abbazia, che accettò ben presto la regola di Benedetto. In breve volger di tempo il monastero era diventato ricco e potente, tanto da suscitare l'invidia dei vescovi di Costanza: Otmaro, arrestato e condannato, finì i suoi giorni prigioniero su un'isola. Ma ormai l'abbazia era diventata celebre per pietà e cultura: piovvero i privilegi del pio Ludovico, figlio del grande Carlo, e dell'altro Ludovico, detto il tedesco, finché si poté costruire la seconda abbazia, più grande di quella grandissima di Reichenau. Egli stesso assistette ai lavori e fu in quel clima di generale euforia che si sviluppò la scuola musicale ed il dibattito liturgico, perché, come diceva un capitolo dell'antica regola, nulla deve essere anteposto al culto divino.³¹

San Gallo torna da ultimo, ancorché visto dalle finestre di un «Töchterinstitut» o dalle alture ad esso soprastanti, insieme al lago di Costanza, in un romanzo di Fleur Jaeggy, *I beati anni del castigo* (1989). Ecco l'avvio: «A quattordici anni ero educanda in un collegio dell'Appenzell. Luoghi dove Robert Walser aveva fatto molte passeggiate quando stava in manicomio, a Herisau, non lontano dal nostro istituto». Ed ecco la conclusione, con il ritorno della protagonista sui posti dell'adolescenza: «Chiesi del collegio. Scandii il nome. Non l'ha mai sentito. Qui a Teufen, sind Sie sicher? Mi

guarda con occhi indagatori e malevoli. Certo, ero sicura. Vi avevo vissuto. Per un momento la mia risposta mi parve futile. Mi consiglia di andare a St.Gallen. Là ci sono molte scuole. Ripetei ancora il nome del collegio. Mi sbagliavo, disse. Mi scusai. Questa, disse, è una clinica per ciechi. Adesso è così. Una clinica per ciechi». ³²

Ma è ora di fermarci. San Gallo, come abbiamo visto, torna rapsodicamente nelle pagine di alcuni scrittori di lingua italiana. Ed è via via – diviso com'è fra l'impronta austera lasciata dal suo monaco fondatore e le atmosfere gaudenti dei suoi successori, fra gli orpelli barocchi e il silenzio delle meditazioni, fra il profumo antico dei suoi codici e la gaia freschezza della sua gioventù – carcere infame di codici sublimi, paese della Cuccagna, sepolcro malinconico di tristezze e di malenanze (per un esule), perla viva che brilla nell'inverno (per un altro esule): un misto insomma di grassa vitalità e di glaciale stagnazione, di monastica ascesi e di frivolezze rococò, di gelide sizze e di calde atmosfere.

Vien voglia di domandarsi, per esempio, se nella lunga fase di preparazione e di gestazione del suo romanzo più noto, *Il nome della rosa* (fatta di «segrete vacanze» e improntata alla «facoltà di vagare per biblioteche lontane»), ³³ Umberto Eco non abbia pensato anche a San Gallo, alla sua abbazia benedettina, di cui, come ricorda Bianconi, resta una pianta molto dettagliata, alla sua biblioteca in parte salvata da Poggio Bracciolini, e poi rimasta incredibilmente intatta, ai suoi codici indagati e trascritti, nella finzione letteraria, dal bardo Hadlaub o da Notkerio «il Balbuziente». Qualcuno dice di avere visto lo scrittore, un giorno, mimetizzato fra un gruppo di persone che visitavano la Biblioteca... Chissà? L'unica cosa certa è questa. L'autore del *Nome della rosa* non scioglierà mai questo dubbio. Insieme a tanti altri, che intrigano il lettore del suo romanzo più celebre.

- 1 Cfr. Claude Reichler, Roland Ruffieux: *Le voyage en Suisse. Anthologie des voyageurs français et européens de la Renaissance au XX^e siècle*, Paris 1998.
- 2 Cfr. Roberta Bruno Pagnamenta, Renato Martinoni: *All'ombra del maestro. Lettere di e a Benedetto Croce (1903–1933)*, scelte, trascritte e raccolte da Giovanni Castellano, Alessandria 2003.
- 3 Cfr. Erker Galerie Verlag (Hrsg.): *Gesamtverzeichnis der Publikationen*. [s. i. l.] 1994.
- 4 Cfr. Giuseppe Bottelli: *Viaggio in Svizzera. Sulle orme di Ugo Foscolo*, a cura di Renato Martinoni, Balerna 2005. Annota l'abate di Arona: «San Gallo poi chiude questa via, presentandosi in bellissimo aspetto steso in una lunga valle, e cinto dal grato pendio di dolci colli. Le tele sparse nei verdi prati [sono le stoffe messe a sbiancare al sole] vi avvisano della vivezza del suo commercio. Il 29 [agosto 1825], visitata l'antica Abbazia, la Biblioteca ed un vecchio Benedettino bibliotecario, vecchio ma grazioso, ma allegro; il grandioso tempio ornato a bizeffe di freschi, di stucchi, di bassi rilievi, di fregi e colori discordi d'ogni qualità, l'arsenale, abbiam salito il *Monte del Piacere* [il Freudenberg, che delimita la città sul versante meridionale], che ben merita questa denominazione, poichè signoreggia e la città e i paesi tutti d'intorno al lago di Costanza dall'un lato all'altro, monti, valli e prati e laghetti formati artificialmente a grandi spese per aver acqua in caso di siccità pei mulini e per le macchine necessarie al loro commercio» (pp. 47–48).
- 5 Cfr. Lavinia Mazzucchetti, Adelheid Lohner: *Die Schweiz und Italien. Kulturbeziehungen aus zwei Jahrhunderten, Einsiedeln 1941* (trad. it.: *L'Italia e la Svizzera. Relazioni culturali nel Settecento e nell'Ottocento*, Milano 1943), pp. 221–223.
- 6 Cfr. Eugenio Garin: *Prosatori latini del Quattrocento*, Milano/Napoli 1952, pp. 240–247. Cito nella traduzione italiana (pp. 243, 245).

- 7 Alle opere menzionate vanno aggiunti (la testimonianza è di Cencio de' Rustici) un *De architectura* di Vitruvio, il *De utroque nomine* di Lattanzio e i commenti di Prisciano ad alcuni canti di Virgilio; oltre (come risulta da altri documenti) al *De veteri disciplina rei militaris* di Vegezio, al *De significatione verborum* di Pompeo Festo, a un *De rerum natura* di Lucrezio, al *Bellum punicum* di Silio Italico, all'*Astronomicum* di Manilio, a un Tertulliano, un Ammiano Marcellino, a opere dei grammatici Capro, Eutiche e Probo: cfr. Reto Roedel: *Le relazioni culturali fra l'Italia e la Svizzera*, in *Relazioni culturali e rapporti umani fra Svizzera e Italia*. Bellinzona 1977, pp. 9–43, alle pp. 13–19.
- 8 Cfr. Roedel: *Le relazioni culturali fra l'Italia e la Svizzera*, cit., pp. 16–17; Franz Weidmann: *Geschichte der Stifts-Bibliothek von St.Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 830 bis auf 1841*, St.Gallen 1841, pp. 38–48.
- 9 Cfr. Sopra la | LODABILE REPUBLICA, | e Città di | SANGALLO. | LETTERE DI RAGGUGLIO. | COMPOSTE DA | GIO. ANTON. PAZZAGLIA, | Professore della Lingua Italiana, | e della Spagnuola | [fregio] | IN AUGUSTA, | – | A Spese dell'AUTORE. | MDCCX; e: Bericht | Oder | Send=Schreiben | Die Loebliche Republic, | und Stadt | St.Gallen | Betreffend. | Erstlich | Durch Johann Anthoni Pazzag- | lia der Italianisch, und Spanischen | Sprach Professorn / in Toscani- | scher Sprach beschrieben / und | verfasst. | Nunmehr aber in die Hochteutsche | Sprach uebersetzt. | Durch | A. O. D. | – | Gedruckt / In St.Gallen. | In Verlegung des Übersetzers. | Anno MDCCXVIII. Un'edizione anastatica dell'opera (in tedesco) è stata procurata da Wilhelm Ehrenzeller, St.Gallen, Verlag Zollikofer, nel 1944. Entrambi i testi sono poi stati riproposti, sempre anastaticamente, a cura di T. Gatani, Palermo, Offset Studio, 2007.
- 10 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., p. 148. Un primo ritratto del singolare e lubrico personaggio in R. Roedel: G. A. Pazzaglia: un ignorato memorialista genovese a San Gallo, in: *Relazioni culturali e rapporti umani fra Svizzera e Italia*, cit., pp. 55–60.
- 11 Cfr. anche l'epitalamio del Pazzaglia (che si firma un'altra volta: «Professore della lingua italiana, e Spagnola»): Nelle | FASTOSE NOZZE | Del | MOLT'ILLUSTRE, E NOBILE SIGNORE | IL SIGNORE | SEBASTIANO CUENZ | e la | MOLT'ILLUSTRE, E VIRTUOSISSIMA | SIGNORA, LA SIGNORA | ANNA BARBARA | FELZ, s. i. l. e d. Una copia è conservata a San Gallo, Kantonsbibliothek Vadiana, VS 40/I.4.
- 12 Cfr. CONFESSIONE | Di | FEDE | Recitata davanti l'ILLUSTRISSIMA, e REVERENDISSIMA | CONGREGATIONE | Per li Proseliti | Da | GIO. ANTONIO NOVELLI detto PAZZAGLIA. | a | di 10. Maggio | [fregio] | IN ZURIGO | – | Nella stamperia di DAVID GUESNERO. | MDCCX. È ristampata anastaticamente in calce al volume curato da T. Gatani (cfr. la nota 9). Un'altra copia della *Confessione* si conserva a Trogen, Kantonsbibliothek, B b 113. Anche Michel de Montaigne, nel suo viaggio verso l'Italia (1580–1581), dopo essersi intrattenuto a Basilea con «gens de savoir» («et si fut averti que plusierus couvaient encore la religion romaine dans leur coeur»), trova a Costanza un prete italiano, «marié, et a droit de bourgeoisie»: Montaigne: *Journal de voyage*, édition de Fausta Garavini, Paris 1983, pp. 91, 109.
- 13 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., pp. 192–193.
- 14 «M. de Montaigne, au partir de Constance, fût allé à ce canton de Suisse, d'ou viennent les toiles à toute la chrétienté»: Montaigne: *Journal de voyage*, cit., p. 117.
- 15 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., pp. 124–125.
- 16 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., pp. 175–176. Ecco, a mo' di saggio, la versione tedesca: «Grosser Überfluss ist zu St.Gallen an Wein vorhanden; dann wann ein geringer Bürger mit demselben nicht auf 2. oder 3. Jahr lang versehen wäre, dünket ihn, dass er gar keinen hätte; den Adel, und andere vornehme Geschlechter zugeschwigen, dann in deroselben Keller, dessen eine so grosse Menge vorhanden, dass sie solchen weniger achten, als in Holland das Trinkwasser geachtet wird: über dieses, gibt es auch öffentliche grosse Weinkeller, so einige der Regierung, andere dem Spital, und den übrigen Orten der Barmherzigkeit zugehören, worinnen eine unglaubliche Menge Fässer Weins sich befinden, dass in der Wahrheit mitselbigem allein, die ganze Bürgerschaft auf 2. Jahr und noch länger, erhalten werden könnte, welche dan noch (wie ich hernach melden werde) ihren Teil so wohl als ich trinket»: Bericht Oder Send-Schreiben Die Loebliche Republic, und Stadt St.Gallen Betreffend, 1718, p. 205.
- 17 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., pp. 181–182.

- 18 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., pp. 176–177. «Es ist auch von allerhand Fleisch zu St.Gallen ein grosser Überfluss, angesehen man täglich, so viel Ochsen, Kälber, Schafe, Lämmer, s. v. Schwein, und von allerhand Vieh schlachten tut, welches mich oftmalen unserer Fasnacht erinnert hat, da sich ein jeder bemühet Fleisch zu essen, um sich in der Fastenzeit leichter, und mit besserer Beobachtung davon enthalten zu können: Allhier isset man immerhin Fleisch, und zwar von dem Besten, dann ehe als selbiges auf die Schlachtbank zum Verkauf gestellt wird, muss es visitiert und für gut erkannt werden; und damit Euer Gnaden schliessen mögen, dass jährlich eine unglaubliche Menge davon verkauft wird. So melde, dass allhier 40 Metzgermeister, welche in dem Schachthaus offenen Schlachtbank halten, und dass ein einziger davon das Jahr durch 100 Ochsen ein anderer 500 Kälber der dritte 1000 Schaf, und also ein jeder eine besondere Portion Vieh schlachten wird, vorhanden sind; und ich kenne einen der mein besonderer Freund ist, welcher allzeit über 60 so fett und schöne Ochsen in seinen Ställen hat, dass es eine Lust ist sie anzusehen: Aber als guter Katholiken will ich mich nicht allezeit beim Fleisch aufhalten, werde also von dem Fisch reden»: Bericht Oder Send-Schreiben Die Loebliche Republic, und Stadt St.Gallen Betreffend, pp. 205–207.
- 19 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., pp. 177–178. «Grosser Überfluss dann, ist zu St.Gallen an allerhand Fischen, in allen Jahreszeiten, und zwar von den köstlichsten, wie ich Euer Gnaden in meinen ersten Schreiben, so ich an dieselbe versandt, berichtet habe zu welchem ich alleinig beifüge, dass es zu bewundern ist, dass die Fische allhier in grosserer Menge, als an den nächstgelegenen Orten des See allwo sie gefischt werden, anzutreffen sind. Dieses geschieht, aus der obgemeldeten Ursach, dass die Fischer lieber zu St.Gallen, als anderswo ihre Fische verkaufen: Sonsten gibt es auch auf die hiesigen Bergen der Stadt herum, einige Weiher, welche mit Karpfen, gross und kleinen Hechten so angefüllt sind, dass man sie anstatt des Angels und des Netzes, so zusagen, mit Stockschlägen fangen könnte; aber selbige werden nicht verkauft, und wann die Obrigkeit die Generalfischereien verordnet, lasset sie von selbigen der Bürgerschaft verehren, welche im Fall der Not und sonsten eines Mangels an Fischen, die Erlaubnis erlangen kann, so viel als es vonnöten, davon zufischen: Anjetzo begib ich mich zu den Milchspeisen, weilen selbige auch eine magere Kost sind»: Bericht Oder Send-Schreiben Die Loebliche Republic, und Stadt St.Gallen Betreffend, pp. 207–208.
- 20 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., p. 178. «Es findet sich zu St.Gallen allezeit ein sehr grosser Überfluss, an überaus guten Käs, Butter oder Schmalz, Eier, und allerlei Milch, und werden davon alle Wochen (über das so täglich hergebracht wird) so grosse Märkte gehalten, dass ich vor Verwunderung erstaunet bin, wie doch möglich wäre, von solcher War so viel zu versilbern»: Bericht Oder Send-Schreiben Die Loebliche Republic, und Stadt St.Gallen Betreffend, p. 208.
- 21 Pazzaglia: Sopra la Lodabile Republica, e Città di Sangallo, cit., pp. 178–179. «Ingleichem ist zu St.Gallen ein reicher Überfluss an allerhand Obst oder Früchten, und es mangelt anders nichts, als die Menge der Feigen, welche man nur in etlichen Partikulärgärten als eine *Rarité* antrifft; was aber die Birnen, Äpfel, Pflaumen, Kirschen, Pfirsich [...]»: Bericht Oder Send-Schreiben Die Loebliche Republic, und Stadt St.Gallen Betreffend, pp. 208–209.
- 22 Lavinia Mazzucchetti, Adelaide Lohner: Die Schweiz und Italien, cit., pp. 17–18. A proposito di cardinali: nel 1570, alla fine di agosto, in occasione di un viaggio pastorale, anche san Carlo Borromeo era stato ospitato nel monastero benedettino di San Gallo: «nel quale», si legge nei documenti relativi a quella visita, «trovò molti disordini come che erano serviti i frati da donne alle camere, cucina et altri officii, avevano la forestaria nel corpo del monastero dove entravano ancora le donne et vi trovò molti altri disordini alli quali procurò di rimediare con ogni destrezza e carità, sì che il detto monastero, accettando questa riforma, è stato sempre dopo di buon esempio et osservanza in quelle parti»: Atti di S. Carlo riguardanti la Svizzera e suoi Territorii, a cura di Paolo D'Alessandri. Locarno 1909, p. 158.
- 23 Cfr. Alessandro Volta: Viaggi in Svizzera, a cura di Renato Martinoni, Como 1991.
- 24 Sul periodo elvetico mi permetto di rimandare a Renato Martinoni: Gli anni zurighesi (1856–1860), in: Francesco De Sanctis nella storia della cultura, a cura di Carlo Muscetta, Bari 1984, pp. 89–110.
- 25 Diego Valeri: San Gallo, in: Taccuino svizzero. Milano s.d. [1947], pp. 41–45.

- 26 Cfr. Piero Bianconi: *Antologia di scritti*, a cura di Renato Martinoni e Sabina Geiser Foglia, Lorcarno 2002.
- 27 Piero Bianconi: *Codici e pantofole a San Gallo*, in *Le alberelle di san Lorenzo*, Lugano 1966, pp. 92–97.
- 28 Il suo *Diario svizzero (1944–1945)* è pubblicato, a cura di Tania Giudicetti Lovaldi (Bellinzona 2006). Cfr. inoltre Renato Martinoni: «Spützen», «Stittikon», «Kagenburren»... Piero Chiara e la Svizzera, in: *Studi Novecenteschi* 74 (2007), pp. 441–457.
- 29 Piero Chiara: *Amico e padre* [in *Le corna del diavolo*, 1977, poi] in: *Helvetia salve!*. Bellinzona 1994, pp. 102–108, a p. 103.
- 30 Cfr. Laura Mancinelli: *Biglietto d'amore*, Torino 2002, pp. 50, 53, 56, 80.
- 31 Bruno Andreolli: *La sequenza. Storia d'amore e di dottrina del secolo nono*, Reggio Emilia 2002, pp. 15, 36, 37–38. Ringrazio Stefania Ortelli che mi ha segnalato l'opera.
- 32 Fleur Jaeggy: *I beati anni del castigo*, Milano 1989, pp. 9, 54, 76 («sua visita [del padre] il 31 ottobre, cena a St.Gallen»), 87 («A St.Gallen presi il treno per Zurigo»), 89 («Quella sera a St.Gallen ci fu un terribile temporale. Un rovescio del cielo. La grandine rimbalzava e fummo costrette ad aspettare. Le convulsioni atmosferiche erano un gran divertimento per noi, ritardavamo il rientro»).
- 33 Umberto Eco: *Postille a Il nome della rosa*, Milano 1984, p. 14.

Zusammenfassung

Schon seit Jahrhunderten schaut Italien auf die Schweiz und die Schweiz auf Italien. Auch in der Literatur finden wir Spiegelbilder dieser wichtigen Beziehung, Bilder, die zum einen selbstverständlich auf der geographischen Nachbarschaft und auf politischen und wirtschaftlichen Verbindungen beruhen, zum andern aber – und dies vor allem – auf persönlichen Erfahrungen von weltlichen und religiösen Reisenden, von heimatlos Herumziehenden. Schauplätze, Protagonisten und Ereignisse werden idealisiert oder mythifiziert; aber auch diejenigen Texte, die vielleicht «nur» der Neugierde eines sesshaften Beobachters entsprungen sind, sind deshalb nicht weniger interessant. St.Gallen, und etwas allgemeiner die Ostschweiz, finden wir oft und immer wieder, und auf bemerkenswert originelle Art und Weise, in italienischen Texten erwähnt. Erstmals Anfang des 15. Jahrhunderts, als der Philologe Poggio Bracciolini die wertvollen lateinischen Codices von Quintilian und von Flaccus entdeckt und aus der «Gefangenschaft» der St.Galler Stiftsbibliothek befreit hat. Als guter Humanist informiert Poggio seine Freunde unverzüglich über diese wichtige und für ihn mit grossen Gefühlen verbundene Entdeckung. Einige Jahrhunderte später, während andere Reisende, wie Benvenuto Cellini, nur einen Steinwurf von diesen selben Schauplätzen entfernt unterwegs sind, schreibt ein weiterer Schriftsteller eine pompöse Lobrede auf St.Gallen, in der er alles zelebriert, was es zu zelebrieren gibt, erst auf italienisch, dann auf deutsch. Es ist der launenhafte, vom Katholizismus zum Protestantismus übergetretene Genuese Giovanni Antonio Novelli, genannt Pazzaglia. Aber so richtig präsent sind die italienischen Reisenden und die Reisenden aus der Ostschweiz in der italienischen Literatur erst im 18. Jahrhundert. Kardinäle der Aufklärung treten in Erscheinung, und hundert Jahre später gibt Francesco De Sanctis einen kurzen Auftritt. Im 20. Jahrhundert thematisieren

Schriftsteller wie Diego Valeri, Piero Bianconi und Piero Chiara in ihren Schriften die Begegnung mit der Stadt St.Gallen und ihren Sehenswürdigkeiten und Kunstschätzen (Stiftsbibliothek und barocker Dom) sowie die Höhepunkte im sozialen Leben der Stadt (zum Beispiel das Kinderfest). Andere Autoren – wie zum Beispiel Laura Mancinelli und Bruno Andreolli – ziehen es stattdessen vor, pikareske Erzählungen über durchreisende mittelalterliche Minnesänger und Wandermönche zu schreiben. Und auch das biographische Gedächtnis hat seinen gerechten Platz, aufs Schönste nachzulesen bei Fleur Jaeggy, wenn es um die Lieblingsorte des alternden Robert Walser auf seinen so geliebten Spaziergängen geht.

PETER ERHART

*Diarium Romani itineris:*Die Grand Tour zweier St.Galler Mönche nach Rom
und Neapel im Jubeljahr 1700

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts unternahmen die beiden berühmten Benediktiner aus der Kongregation von Saint-Maur, Jean Mabillon und Bernard de Montfaucon, jeweils längere Italienreisen. In beiden Fällen veröffentlichten sie bereits im Jahr nach ihrer Rückkehr ihre Reisetagebücher. In den Jahren 1687 bzw. 1702 erschienen in Paris das «Museum Italicum» Mabillons und das «Diarium Italicum» Montfaucons, die heute als «Höhepunkte der französischen Italienliteratur» (Schudt, *Italienreisen*, S. 110) gelten. Wer nun aber an das erst 1770 entdeckte «Tagebuch einer Reise Michel de Montaignes durch Italien, die Schweiz und Deutschland in den Jahren 1580 und 1581» denkt, wird nach der Lektüre der gelehrten Reiseberichte Mabillons und Montfaucons enttäuscht sein. Die scharfe Beobachtungsgabe von Michel de Montaigne bei seiner Schilderung von Land und Leuten, die neben seinen persönlichen Befindlichkeiten während der Reise den Charme seines Tagebuches ausmacht, vermisst man in den Aufzeichnungen der beiden Benediktiner. Sie trachteten vielmehr danach, alles zu eliminieren, was den Leser von den Ergebnissen ihrer Forschungen in den Archiven und Bibliotheken Italiens ablenken konnte. Ihre bereits bei Reiseantritt für die Veröffentlichung bestimmten Berichte enthalten kaum Informationen zum Reisealltag wie etwa über die Transportmittel von der Sänfte bis zur Kutsche, die Qualität der Gasthäuser und des Essens oder die für Reisende von damals wichtigen Wetterbedingungen. Stattdessen nimmt der Leser sie als Topographen lateinischer und griechischer Handschriften oder Inschriften wahr, die nur am Rande etwas über zeitgenössische Kunst oder Monumente der Antike und des Mittelalters berichten.

Sowohl Mabillon als auch Montfaucon hätten wohl gerne auch einige Reiseabenteuer in ihren gelehrten Bericht eingeflochten, der letztlich im Auftrag und im Geist der Maurinerkongregation entstanden war. Diese beiden genannten Reisetagebücher sind wohl die berühmtesten Beispiele aus dem 17. bzw. 18. Jahrhundert, die von Mitgliedern des Benediktinerordens verfasst wurden. Daneben existieren in Klosterarchiven und Bibliotheken zahlreiche weitere Reiseberichte von Mönchen, die abseits von Mabillons und Montfaucons Spezialinteressen im Auftrag ihrer Äbte Studienreisen unternahmen. Der Weg führte natürlich hauptsächlich nach Rom, wo es meist das Doktorat zu erwerben galt. Im Gegensatz zu Mabillon und Montfaucon blieben die Aufzeichnungen von ihren Reisen fast immer unveröffentlicht und vor allem wegen ihrer Abfassung in Latein manchmal bis heute ungelesen. Dies fällt umso stärker auf, als sich das Thema Reisen allgemein zu einem beliebten Forschungsfeld entwickelt und zur Gründung eigener Institute und Institutionen

geführt hat. Während aber Berichte oder Rechnungsbücher adeliger Reisender als kommentierte Editionen vorliegen, blieb die monastische Reisekultur der Neuzeit weitgehend unbeachtet.

«Mönche auf Reisen» in der Benediktsregel

Als Benedikt von Nursia im sechsten Jahrhundert seine Regel für die Mönchsgemeinschaft auf dem Monte Cassino schrieb, unterschied er vier Arten von Mönchen. Als verwerflichste Lebensform erschien ihm jene der sogenannten Gyrovagen, die ihr Leben lang landauf landab zogen und sich für drei oder vier Tage in verschiedenen Klöstern beherbergen liessen. «Immer unterwegs, nie beständig, sind sie Sklaven der Launen ihres Eigenwillens und der Gelüste ihres Gaumens.» (Regula Benedicti I, 11) Mit ihrer «Reiselust» widersprachen diese Gyrovagen den Vorstellungen einer klösterlichen Gemeinschaft, die unter Regel und Abt in einem abgeschlossenen inneren Bereich, dem *claustrum*, lebt. Die Spannung zwischen Kloster und Welt, zwischen *claustrum* und *saeculum*, stellt gleichsam ein Leitmotiv der Regel des heiligen Benedikt und der monastischen Literatur dar. Als Gegenmittel diente Benedikt in erster Linie die *stabilitas in congregatione*, die vor allem einem Wechsel der Mönche in ein anderes Kloster vorbeugen sollte (RB IV, 78; LXI, 13–14). Schlüsselfigur war der Pförtner, ein weiser älterer Bruder, den seine Reife daran hindert, sich herumzutreiben (RB LXVI). Dementsprechend war die Anlage des Klosters so zu wählen, «dass sich alles Notwendige, nämlich Wasser, Mühle und Garten, innerhalb des Klosters befindet und die verschiedenen Arten des Handwerks dort ausgeübt werden können. So brauchen die Mönche nicht draussen herumzulaufen, denn das ist für sie überhaupt nicht gut.» (RB LXVI, 6–7)

Schreckensbilder von der Aussenwelt und den Konsequenzen einer Flucht aus dem Klosterbezirk zeichnete schliesslich Gregor der Grosse (um 540–604) in seinen *Dialogi* von Benedikts Klosterleitung. Ein Mönch, der ohne den Segen Benedikts das Kloster verlässt, um heimzukehren, kann in seinem Grab keine Ruhe finden und wird von der Erde verweigert, bis Benedikt den Leichnam segnet (Dial. II, 24). Ein anderer wiederum, der wankelmütigen Geistes (*mobilitati mentem*) ist und Benedikt sogar dazu bringt, ihn voller Zorn (*iratus*) gehen zu lassen, wird von einem Drachen verfolgt, sobald er das Kloster verlässt, und wird von seinen Mitbrüdern zitternd zurückgebracht (Dial. II, 25). Die Benediktsregel gewährt dem Mönch in diesen Fällen bis zu dreimal Zutritt zum Kloster, bevor es keine Rückkehr mehr gibt (RB XXIX). Von der Enge des klösterlichen Lebens finden sich auch in späterer Zeit noch Berichte, die uns in einzelnen Fällen auch einen Eindruck vom Innenleben eines Mönchs vermitteln. Ekkehart IV., der Chronist von St. Gallen aus dem 11. Jahrhundert, beschreibt den Charakter eines jungen adeligen Mönchs namens Wolo als *inquietus et vagus*. Selbst die Züchtigungen seiner Lehrer und ein Besuch seiner Eltern ändern nichts an seiner inneren Unruhe. So versucht er eines Tages auf den

Glockenturm des Klosters zu steigen, um die umliegenden Wiesen und Berge sehen zu können und «um seinen unsteten Sinn wenigstens so zu befriedigen». Dabei stürzt er durch eine Holzdecke und bricht sich den Hals (Causus s. Galli, Kap. 43).

Der Versuch der Klöster, sich vom umliegenden Bereich abzugrenzen, blieb nur teilweise realisierbar. Geistige und materielle Bedürfnisse des Klosters bedurften eines ständigen Austausches mit der Gesellschaft. Dennoch legten die monastischen Gesetzgeber Wert auf eine strenge Kontrolle der Interaktion zwischen Innen- und Aussenwelt. Ohne die Erlaubnis des Abtes war es keinem Mönch erlaubt, das Kloster zu verlassen. Handelte der Mönch gegen diese Weisung, so konnte er als Strafe auch im Kerker landen. Somit enthält das Kapitel 67 der Benediktsregel («Brüder auf Reisen») Anweisungen für die älteste belegte Form des Reisens, jene der Dienstreise. Ausser Kraft trat bald jene Vorschrift Benedikts, dass «sich keiner herausnehme, einem anderen alles zu erzählen, was er ausserhalb des Klosters gesehen und gehört hat, denn das richtet grossen Schaden an.» (RB LXVII, 5)

Reisetagebücher im Stiftsarchiv St.Gallen

Trotz Reiseverbot waren Mönche seit dem frühen Mönchtum unterwegs. Selten hinterliessen sie aber Reiseberichte, die unseren Vorstellungen von Reiseliteratur entsprechen. Einzig die Reise des irischen Abtes Brendan zu einer Paradiesinsel im Atlantik wurde aufgrund ihres abenteuerlichen Charakters noch im Mittelalter in romanische und germanische Sprachen übertragen. Überwogen im Früh- und Hochmittelalter noch Reiseberichte von Pilgern, verschob sich das Schwergewicht seit dem Spätmittelalter zu Bildungs- und Vergnügungsfahrten. Zu diesem Typ gehört schliesslich auch die seit dem 17. Jahrhundert bei jungen Adeligen beliebte Kavaliertour oder Grand Tour, die nach Italien führte. Man besuchte vor allem Rom, um seine Kenntnisse zu erweitern, um die italienische Sprache zu lernen und sich zu bilden.

Unter diese Italienfahrer mischen sich vermehrt auch Mönche auf Studienreise. Auch die Äbte des Klosters St.Gallen wählten spätestens seit dem Ende des 16. Jahrhunderts für ihre Mönche neben Dillingen bisweilen auch Rom als Studienort, wo 1552 von den Jesuiten das «Collegium Germanicum» gegründet worden war. Als erster Student aus St.Gallen kam P.Adam Giel von Gielsberg 1577 nach Rom, nachdem er vorher bereits in Paris studiert hatte. Allerdings starb er bereits am 29. November 1579 an der Pest und wurde bei Sant'Apollinare begraben. P.Jodok Metzler (1574–1639) wurde nach seinem Studium der Theologie und Philosophie in Dillingen 1603 noch nach Rom geschickt, um den Doktorgrad im Kirchenrecht zu erwerben. Hier traf er beim Studium auf Theodor von Jeukeren aus der deutschen Stadt Wesel, den letzten Spross einer Adelsfamilie. Dem Beispiel P.Jodoks folgend, entschloss dieser sich zum Klostereintritt in St.Gallen, wo er allerdings bereits 1612 im Alter von 31 Jahren starb. Am 29. Januar 1642 wurde schliesslich noch der spätere Fürstabt Gallus Alt in Rom zum Dr.iur.can. promoviert.

Für die Aufenthalte von sechs Benediktinern aus St.Gallen im Rom des 18. Jahrhunderts liegen uns im Stiftsarchiv St.Gallen vier lateinische autobiographische Reisetagebücher vor. Das früheste stammt von P. Lukas Grass und dokumentiert dessen Aufenthalt in Rom vom 5. Oktober 1699 bis zum 24. Mai 1701. Es handelt sich um eine kleine Papierhandschrift in Quart ohne Seitenzählung (Bd. 286), eingebunden in braunes Leder mit einer Prägung auf dem Buchrücken: *Diarium Romani P. Luca*. P. Lukas erwarb in Rom das Doktorat beider Rechte, half aber als Gegenleistung für Unterkunft und Verpflegung zudem in der Patriarchalbasilika S. Paolo fuori le Mura im Jubeljahr 1700 als Beichtvater für deutschsprachige Pilger aus.

Seinem Mitbruder und Reisegefährten P. Jodok Müller hingegen diente der Aufenthalt in Rom wie bereits anderen St.Galler Mönchen vor ihm allein dem Studium beider Rechte. Wie P. Lukas führte auch er ein Reisetagebuch, das in Format und Ausstattung eine Zwillingshandschrift zu jener von P. Lukas darstellt. Dieses *Diarium Romani P. Jodoci* wird heute in der Stiftsbibliothek Einsiedeln aufbewahrt (Ms. 465). Ein Vergleich dieser beiden Reiseberichte wäre natürlich sachlich und zeitlich naheliegend, doch muss dies Gegenstand einer geplanten ausführlichen Studie zur benediktinischen Reisekultur in der Neuzeit am Beispiel des Klosters St.Gallen sein. Diese erste Annäherung an das Reisetagebuch von P. Lukas soll dazu dienen, einen Eindruck von monastischer Mobilität und Kommunikation in der Barockzeit zu vermitteln.

Die beiden St.Galler Patres Lukas und Jodok bewegten sich auf ihren Wegen durch Italien und besonders in Rom meist innerhalb eines benediktinischen und kirchlichen Netzwerkes. Ihre Aufzeichnungen entsprechen im Gegensatz zu jenen Mabillons und Montfaucons aber nicht dem Typus einer «gelehrten» Reise. Auch verzichteten sie darauf, Details über ihr Studium zu erzählen, das überhaupt nur am Rand vorkommt. Neben interessanten Informationen zu Verkehrsmitteln, Unterkünften, Reisekosten und Ernährung beruht der Reiz ihrer beiden Tagebücher vor allem auf den Momenten, in denen sie Szenen des Alltags in den römischen Kirchen oder auf den Plätzen wiedergeben. Meist geschieht dies aus eigener Anschauung, einige Male jedoch handelt es sich auch um Begebenheiten, die P. Lukas im Beichtstuhl gehört hatte.

Schnittstellen zwischen Montfaucon und den St.Galler Patres ergaben sich natürlich allein durch den benediktinischen Hintergrund. So war etwa ein Besuch der ersten und letzten Klostergründungen des heiligen Benedikt, Subiaco und Montecassino, unumgänglich. Die Biblioteca Palatina in Florenz und ihren kuriosen Bibliothekar Antonio Magliabechi lernten Lukas und Jodok noch vor Montfaucon kennen, der sich wenige Monate nach ihnen in Florenz aufhielt. In Neapel hingegen, wo alle drei im Kloster San Severino Unterkunft fanden, hatte sich Montfaucon bereits im November 1698 aufgehalten. Zu einer persönlichen Begegnung zwischen den drei Benediktinern kam es allerdings nie.

Und dies, obwohl selten ein Tag verstrich, an dem nicht Kontakte gepflegt oder neu geknüpft wurden. Der immense Tatendrang der beiden St.Galler Mönche machte es folglich notwendig, sowohl hinsichtlich der Treffen mit Mitgliedern der

römischen Kurie, der Schweizergarde oder benediktinischen Mitbrüdern als auch bei den Besichtigungstouren eine knappe Auswahl zu treffen. Es galt an dieser Stelle, die Wahrnehmungen des barocken Rom aus dem Blickwinkel eines Mönchs etwas zu bündeln, um mögliche Unterschiede und Überschneidungen mit dem Interessenshorizont der weltlichen Grandtouristen herauszulösen. Schliesslich dürfen wir in diesem Bericht teilhaben, wie sich dank einem dichten Beziehungsnetz so manches Tor eines Palazzo, eines Klosters und vor allem einer Sakristei mit einem reichen Kirchenschatz öffnete. Hier spiegelt sich die Grandezza, d.h. die ostentative Verschwendung des Barockzeitalters wider, die auch zwischen den Zeilen unseres Tagebuchschriftstellers durchschimmert und offenbar dessen Geschmack traf.

Die Reisegruppe

P. Lukas (Ignaz) Jeremias Grass (1662–1731), dem wir die Aufzeichnungen verdanken, stammte aus Salzburg und kam bereits als 17jähriger in die Klosterschule von St.Gallen. Nach Ablegung der Ordensprofess im Jahr 1681 und Studium wurde er am 18. Dezember 1686 zum Priester geweiht. Ab 1689 war P. Lukas als Professor der Philosophie und nach 1692 auch der spekulativen Theologie tätig. 1693 erfolgte schliesslich seine Ernennung zum Notarius Apostolicus und Zeremoniar und im selben Jahr zum Brüderinstruktor. Vom November 1695 bis Ende Juli 1699 weilte er im elsässischen Kloster Murbach und wurde am 19. August 1699 kurz vor seiner Abreise nach Rom noch zum Offizial ernannt, in eines der höchsten Ämter im Kloster St.Gallen.

Ähnlich verlief die klösterliche Laufbahn seines Mitbruders und Gefährten auf dieser Reise, P. Jodok (Franz Paul) Müller (1667–1753) aus Zug. Im Alter von 14 Jahren kam er nach St.Gallen, wo er 1685 die Profess ablegte. Noch vor seiner Priesterweihe am 24. April 1691 wirkte er als Lehrer der Grammatik, später auch der Syntax, der Humaniora, Rhetorik und Philosophie an der Klosterschule. Im Oktober 1698 wurde er Präfekt der Schule und am 10. März 1699 Subvestiar, bevor ihn Abt Leodegar mit dem um vier Jahre älteren P. Lukas nach Rom schickte.

Als Begleiter auf der Anreise nennt P. Lukas noch einen Mann namens Franz Lorenz Pillier, bei dem es sich um den aus Rorschach stammenden ehemaligen Kabinettssekretär des 1696 verstorbenen Fürstbistums Cölestin Sfondrati handelte. Als dieser am 12. Januar 1696 seiner Erhebung zum Kardinal Folge leistete und nach Rom reiste, gehörte auch Lorenz Pillier weiterhin zur Haushaltung des Kardinals. Somit verbrachte er auch die Monate Februar bis September desselben Jahres in Rom und kehrte erst nach Sfondratis Tod nach St.Gallen zurück. Seine Erfahrung mit der Organisation einer Romreise und den römischen Gewohnheiten veranlasste Abt Leodegar Bürgisser dazu, ihn erneut als kaum wahrnehmbaren Reiseleiter (*pro solatio itineris*) mit den beiden Patres nach Rom zu schicken. Auch blieb ihm während seiner Abwesenheit bis Februar 1700 seine Stelle am fürstbischöflichen Hof vorbehalten.

Über die Alpen und durch das ungeeinte Italien

Bei Regen und Schnee verliess die kleine Reitergruppe am 5. Oktober 1699 morgens um 7 Uhr das Kloster St.Gallen und begab sich über Appenzell nach Altstätten. Bereits zu Mittag erreichten sie den Hirschsprung, wo sie auch speisten, um anschliessend den Rhein zu überqueren. In Vaduz nahmen sie das Nachtmahl ein und übernachteten dort. Am folgenden Tag gelangten sie gegen Mittag nach Zizers. Dort nahmen sie Abschied vom Klosterknecht, der mit den Pferden nach St.Gallen zurückritt, und begannen bald schon den Anstieg durch die gefürchtete Via Mala nach Splügen am Fuss des gleichnamigen Bergs und langten am Abend des 7. Oktober in Splügen an. Bei Wind und Schnee ritten sie am nächsten Tag über den Splügenpass hinab nach Campodolcino und erreichten schliesslich gegen Abend Chiavenna. Am nächsten Mittag liessen sie am nördlichen Seeufer ihre Pferde in der Herberge zurück und setzten mit dem Boot über Nacht nach Como am Südende des Sees über. Mailand, das damals zum Herrschaftsgebiet der spanischen Habsburger gehörte, erreichten sie am Abend des 10. Oktober und nahmen im Gasthaus «Zu den drei Königen» Quartier.

Am folgenden Tag feierten sie die Sonntagsmesse in der einem Barnabitenkloster angeschlossenen Kirche Sant’Alessandro und wunderten sich, dass niemand sie nach ihrer Herkunft fragte. Anschliessend unternahmen sie eine erste Entdeckungstour durch die Stadt, wobei ihr erster Besuch dem Armenspital galt. 1400 Kranken wurde hier damals eine gute medizinische Versorgung zuteil. Noch am selben Tag besuchten sie das Olivetanerkloster San Vittore al Corpo, die Kirche S. Ambrogio, das Castello Sforzesco und das Collegium Helveticum. Letzteres hatte Carlo Borromeo 1579 als Priesterseminar gegründet, während der heute als Staatsarchiv genutzte Bau 1608 unter dessen Cousin Kardinal Federico Borromeo begonnen wurde. 1699 waren insgesamt 92 Studenten darin untergebracht, darunter auch ein Bruno Hersche aus St.Gallen.

Nach der Besichtigung des Doms am nächsten Morgen führte sie ihr Weg auch in die Galerie eines Kanonikers namens Settala. Im Palazzo dieser Familie in der Via Pantano betraten die beiden Patres wohl zum ersten Mal in ihrem Leben ein barockes Raritätenkabinett, gefüllt mit allerlei mechanischen Apparaten, Tierpräparaten und weiteren *Curiosa*, mit denen der Gründer dieser Sammlung, Manfredo Settala (1600–1680), wissenschaftlich experimentiert hatte. Zum Zeitpunkt, als P. Lukas und P. Jodok diese Wunderkammer besichtigten, wachte noch ein Neffe Manfredos, der Kanoniker Francesco Settala, darüber, bevor nach seinem Tod im Jahr 1711 ein Erbschaftsstreit um die Sammlung entstand. Auf die Galleria Settala folgte die Besichtigung der Biblioteca Ambrosiana, zu deren Beständen von damals 14 000 Handschriften und 55 000 weiteren Bänden eine breite Öffentlichkeit Zugang hatte.

Am 13. Oktober reisten die beiden Patres weiter. Bis Rom teilten sie sich die Kutsche mit einem jungen Graf Hermann von Flemming aus Schlesien, der mit seinem Lehrer Johann Bellman aus Schweden offenbar auf Kavaliertour unterwegs

war. Trotz lutheranischer Konfession wird ihr Charakter als «sehr löblich, friedlich, gebildet und achtungsvoll» beschrieben. Die erste Station kurz nach Verlassen des Herzogtums Mailand war die Stadt Piacenza, die bereits zu Parma gehörte. Der Herzogspalast übertraf sogar jenen von Parma und war der Reisegruppe einen Besuch wert. In Parma, das sie am nächsten Mittag erreichten, blieb ihnen der Sitz des Herzogs verschlossen, da der Stadtverwalter nicht zuhause war oder – so wurde gemunkelt – wieder einmal seine Abwesenheit vortäuschte. Immerhin besichtigten sie die herzogliche Kapelle und, möglicherweise auf Vorschlag ihres Reisebegleiters aus Schlesien, das von Jesuiten geführte «Collegium Nobilium», in dem auch zahlreiche Studenten aus den Gebieten nördlich der Alpen ihre Ausbildung erhielten. Das Studienprogramm umfasste nicht nur die humanistischen Fächer, sondern auch Tanzen, Reiten, Kämpfen und Fortifikationslehre.

Modena erreichten sie am nächsten Tag. P. Lukas konnte den engen und schmutzigen Strassen kaum etwas abgewinnen, so dass sie nur wegen starkem Regen über Nacht blieben. In der von Urban VIII. befestigten Stadt Castelfranco betraten sie den Kirchenstaat und erreichten gegen Mittag des 17. Oktober die Stadt Bologna. Verwaltet durch den päpstlichen Legaten Ferdinando d'Adda (1650–1719), war Bologna damals auch Stützpunkt der Schweizergarde. Eines ihrer Mitglieder, ein gewisser Pfister mit Vorfahren in St.Gallen oder dem Appenzellerland, bot sich ihnen als Reiseführer an. So besichtigten sie bereits am Tag der Ankunft einige Stadtpaläste des Adels und deren private Gärten und feierten die Vesper in der Kirche der Cölestiner. Am nächsten Tag, dem Fest des heiligen Lukas, stiegen sie durch den berühmten Portikus zum Heiligtum der Madonna di San Luca auf. Anschliessend besichtigten sie das Benediktinerkloster S. Procolo und das Olivetanerkloster S. Michele in Bosco auf den ersten Hügeln südlich der Stadt. Nach den Benediktinerklöstern wurden am nächsten Tag das Frauenkloster S. Chiara und das Dominikanerkloster besucht. Zum Abschluss führte sie der Schreiber der Schweizergarde noch in den Palazzo und die Galerie der Familie Caprara, aus der Albert (1630–1685) und Äneas Sylvius (1631–1701) in österreichischen Diensten erfolgreich gegen die Türken gekämpft und auch einige «Spolien» nach Bologna gebracht hatten.

Über die Apenninen ging die Reise am 20. Oktober mit einem neuen Kutscher und drei Pferden weiter nach Prato und Florenz. Das Interesse der beiden Patres galt hier nicht allein der Kathedrale, der Basilica della Santissima Annunziata, den Kirchen Santa Maria Maddalena dei Pazzi, Santa Croce oder San Lorenzo, sondern auch den beiden «Paläst», wohl dem Palazzo Vecchio und dem Sitz des Grossherzogs der Toskana, dem Palazzo Pitti samt den Gärten «mit allerhand wilden Thier, und Vögel». Weiters entdeckten sie eine Menagerie mit Löwen, Tigern, Bären, Wölfen und Adlern. Besucht wurde aber auch die «Galeri», jenes «Bürogebäude» der Uffizien, in dessen Obergeschoss bald nach seiner Errichtung zahlreiche Kunstobjekte bewundert werden konnten.

In der Biblioteca Palatina erhielten sie eine private Führung durch den Bibliothekar selbst, damals kein Geringerer als Antonio Magliabechi (1633–1714), ein bibliophiler Universalgelehrter, der aufgrund seines breiten Wissens sogar der Häresie

verdächtigt wurde. Bernard de Montfaucon nennt ihn in seinem «*Diarium Italicum*» ähnlich wie P. Lukas einen «sehr gelehrten und weltberühmten Mann» (*vir eruditissimus laude toto orbe celebris*; Montfaucon, S. 352). Wohl ungewollt liefert P. Lukas einige Anekdoten zum Wissen, Aussehen und den Lebensgewohnheiten dieses Mannes, der mit Gelehrten in ganz Europa korrespondierte. Offenbar neigte er zu übermässigem Tabakkonsum, war zahnlos, lachte unentwegt und ernährte sich einzig von einer täglichen Ration Brot und zwei Eiern, die er auf dem Markt zu kaufen pflegte. Seine private Bibliothek, deren Ruf jene des Grossherzogs damals beinahe übertraf, umfasste 28 000 Bände und bildet neben der *Biblioteca Palatina* den Kern der heutigen *Biblioteca Nazionale Centrale* von Florenz.

Über Poggibonsi ging die Reise am 24. Oktober weiter nach Siena, wo sie den wunderbaren Dom aus weissem Marmor und vor allem die berühmten Intarsien des Bodenbelags bewunderten. Übernachtet aber wurde in Torrenieri an der Via Romea, bevor sie am nächsten Tag zu Mittag in Radicofani eintrafen, der letzten und berühmt-berühmten Poststation auf dem Gebiet des Grossherzogtums der Toskana. Am Abend desselben Tages erreichten sie in Ponte Centino erneut den Kirchenstaat. Dem Lago di Bolsena entlang gelangten sie am nächsten Nachmittag nach Montefiascone, wo sie wie zahlreiche Reisende vor ihnen auf den Konsum des berühmten Muskatweins, genannt «*dictum est est*», nicht verzichten wollten. Nach Zwischenstationen in Viterbo und Ronciglione erreichten sie über die Via Flaminia bei Blitz und Donner schliesslich die Zollstation vor der Porta del Popolo, dem nördlichsten Stadttor Roms. Nachdem ihr Gepäck durchsucht worden war, betraten sie am 29. Oktober erstmals die Stadt.

Hinter ihnen lag eine bunte Vielfalt an Territorien, die für den Reisenden immer neue Zollschranken, eine andere Postorganisation, andere Wegverhältnisse und anderes Geld bedeuteten: Zeit für eine erste Abrechnung der bisherigen Reisekosten und eine kurze Abhandlung über die damaligen Währungen. Insgesamt 120 Philippi kostete die Reise von St. Gallen nach Rom. «Zu Rom under der Thor und Dogana all muossen auf der Strass Thringelder geben und andere kleine Ausgaben.» schreibt Lukas in den Ausgabenteil seines Tagebuchs. Pilger, die zu Fuss auf dem Weg nach Rom waren, gehörten damals wohl zum Alltagsbild.

In Trastevere

Anders als den meisten Reisenden dieser Zeit blieb Lukas und Jodok die Suche nach einer geeigneten Unterkunft in Form eines Gasthofes oder einer Wohnung erspart. Während diese Unterkünfte in Rom sich heute wie damals auf die Gegend des Campo Marzio konzentrierten, wohnten die beiden inmitten des Stadtteils Trastevere im Kloster San Callisto, das Papst Paul V. (1605–1621) den Benediktinern von S. Paolo fuori le Mura überlassen hatte. Der Palazzo, der heute dem Heiligen Stuhl gehört, bot den Mönchen während der Sommermonate einen Zufluchtsort vor dem ungesunden Klima am Tiber ausserhalb der Aurelianischen Mauern. Als

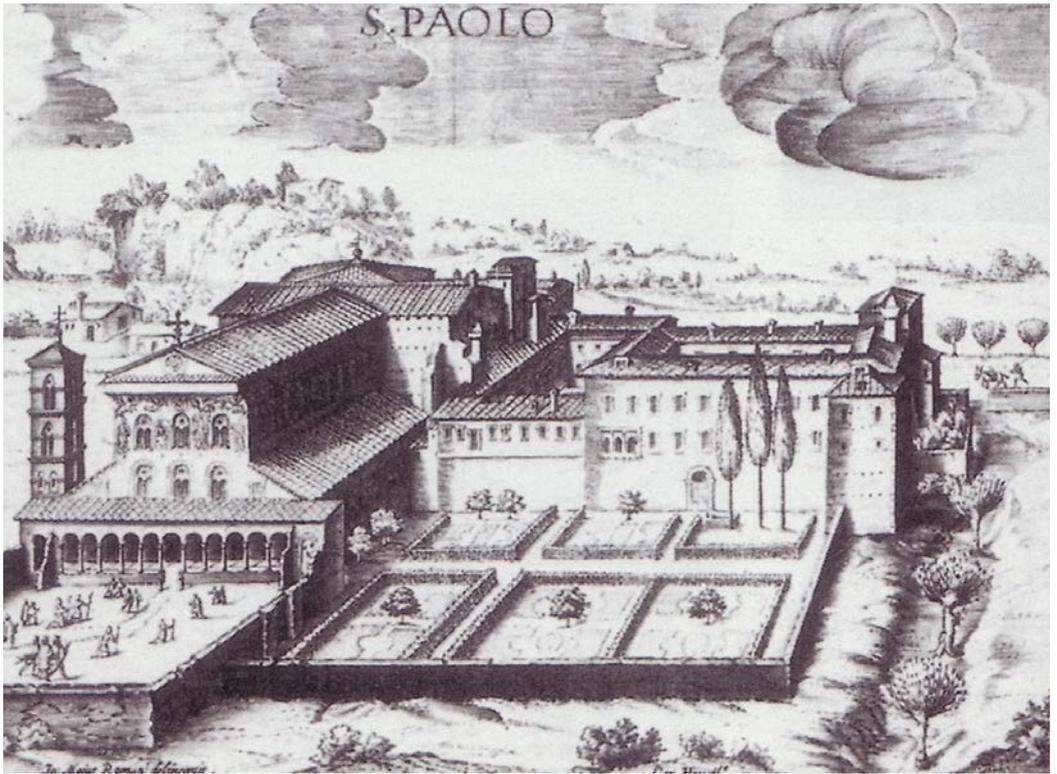
	rub.	Bed.	Sci
16. Pauperi et afflicto Conuentici.	—	5.	—
Eodem pro Orphada. — — —	—	7	—
17. Pauperi sacerdoti. — —	—	—	5.
18. Pro Orphada ad salutandis Cardinalis in abbate Figniano. — — —	—	7	—
20. In villa Burgheji honorariis pro uicendo palatio, et portis. — — —	—	1.	—
23. Porsoni. — — —	—	1	—
24. In domo S. signiferi honorariis pro Cena. — — —	—	2	—
25. Pro prandio extraordinario ad S. signifero Guardia, Dejer, et Billier. —	4	9.	5.
26. Pauperi sacerdoti describenti exempla ria pro Cardinali honorato a S. S. S. S. composita interim pro papyro. — — —	—	3	—
December.	15	4	5
4. Honorariis seruis signiferi, apud quos pernoctauimus, et pransi sumus. — —	—	3	—
5. Pro dictionario Italico Latino, et duabus grammaticis Italianis. — — —	—	X	—

Seite aus dem Ausgabenteil im Reisetagebuch von P. Lukas Grass. Stiftsarchiv St.Gallen, Bd. 286.



Der Palazzo San Callisto und die Kirche S. Maria in Trastevere. In diesem zur Benediktinerabtei San Paolo fuori le Mura gehörenden Palazzo wohnten die beiden St.Galler Patres Lukas und Jodok während der Sommermonate des Jahres 1700.

erste Kontaktadresse der St.Galler Mönche diente «abate» Firmiani, der bereits Kardinal Coelestin Sfondrati nach Rom begleitet hatte. In der Nähe von Santa Maria Maggiore wohnhaft, war dieser gut bezahlte «Agent» eine Ansprechperson in allen wichtigen Belangen. So informierte er beispielsweise den Abt des Benediktinerklosters S. Paolo fuori le Mura über das Eintreffen der Mitbrüder aus dem Norden. Überhaupt diente er den beiden als Mittelsmann für zahlreiche nützliche Kontakte zu Kardinälen, zu Geistlichen vornehmlich Schweizer Herkunft und Offizieren der Schweizergarde. So trafen sie bereits am Otmarstag des Jahres 1699 nach der heiligen Messe in S. Maria in Trastevere auf Abt Plazidus Zurlauben von Muri, der erst wenige Tage zuvor, am 11. November, in Rom eingetroffen war. Ganz in der Nähe des Quirinalspalastes, der damals als Sitz des Papstes und der Verwaltung des Kirchenstaates diente, hatte er in einer *locanda* mit seinem Gefolge Quartier bezogen. Später reiste er nach Montecassino und Neapel weiter, um am 15. Dezember erneut mit Lukas und Jodok zusammenzutreffen. Ihr Geld erhielten sie hingegen von ihrem «Korrespondenten», Herrn Charissimi, gegen Wechselscheine.



In der Basilika San Paolo fuori le Mura wirkte P. Lukas während des Jubeljahres 1700 als Beichtvater. Das angeschlossene Benediktinerkloster diente ihnen während der Wintermonate als Unterkunft. Aus: Giovanni Maggi: Le dieci basiliche del Giubileo, um 1625.

Über Kontakte innerhalb der Klostersgemeinschaft von S. Paolo, wo sie ab dem 20. Dezember wohnten, erfahren wir wenig. Nur einmal half Lukas einem Mitbruder, der ihn eines Abends mit «hypochondrischen Schmerzen» aufsuchte, indem er ihm ein Fläschchen St.Galler Klosterbalsam mitgab. Während Lukas als Beichtvater unentgeltlich untergebracht wurde, hatte Jodok für seinen Aufenthalt eine Pension zu entrichten. Dies galt für alle Benediktiner, die nicht der Cassineser Kongregation angehörten. Das eigentliche Ziel beider Mönche war aber der Erwerb des Doktorates in kanonischem und zivilem Recht. Erst wenige Jahre zuvor, 1687, hatte Innozenz XI. ein Generalstudium für Philosophie und Theologie zu Ehren des hl. Anselm in Rom geschaffen, das sich im Winter in San Paolo fuori le Mura und im Sommer in San Callisto befand. Es bot Platz für zehn Mönche aus der Cassineser Kongregation sowie für fremde Benediktiner. In der Forschung war man bisher überzeugt, dass zwischen 1699 und 1702 das Kollegium aufgehoben war, was unser Tagebuch aber widerlegt.

Dass dieser Aufenthalt nicht nur Annehmlichkeiten mit sich brachte, zeigt ein Eintrag vom 11. Dezember 1699. Die beiden St.Galler Benediktiner erhielten zu Mittag ausser Eiern und etwas Käse nichts zu essen und litten bis zum Abend wie-

der an Hunger. P. Benedikt, ein Missionar aus England, der von seinem Geld zwei Flaschen Wein und Kastanien gekauft hatte, half ihnen schliesslich aus ihrer Not. Allgemein besaßen die beiden Mönche aber aufgrund zahlreicher Geldsendungen aus St.Gallen eine finanzielle Grundlage, die ihnen gegenüber anderen Klerikern ein angenehmes Leben ermöglichte. Detaillierte Auskunft gibt der Ausgabenteil des Tagebuchs, der ein sehr gutes Bild des Alltags der Mönche und der damaligen Gesellschaft bietet. So scheinen etwa zahlreiche Almosen an arme Priester und Pilger unter den regelmässig wiederkehrenden Ausgaben auf. Natürlich gehörten auch eigene Bedürfnisse dazu wie etwa *pro tabacco*, *pro lotione*, etwa monatlich *pro tonsori*, also die Rasur von Bart und Kopfhaar, für neues Schuhwerk und Kleidung, den Schneider, *aqua vitae*, das wohl als Medizin diente, bis hin zu einer Taschenuhr, die mehrmals repariert werden musste. Ihr Zimmer beheizten sie mit Kohlenvasen, die ebenfalls selbst bezahlt werden mussten. Hinzu kamen vor allem Kosten für die unzähligen Besichtigungstouren, wobei auch hier die finanzielle Ausstattung und die guten Kontakte oftmals den Luxus einer Kutsche oder einer Sänfte erlaubten.

Kirchen, Palazzi und ihre Gärten

Eine der ersten verzeichneten Ausgaben nach der Ankunft in Rom galt einer «Descriptione Italica Romana urbis, et Ecclesiarum», einem gedruckten Reiseführer in italienischer Sprache, der die beiden Patres von Kirche zu Kirche führte. Vermutlich handelte es sich um die «Descrizione di Roma moderna», eine 1697 bei Michelangelo und Piervincenzo de Rossi erschienene, ergänzte und korrigierte Fassung der «Guida» von Pompilio Totti. Letztere ist ein Handbuch der römischen Kirchen, das über ihre Gründungsgeschichte, Verwaltung und über die Compagnien und Bruderschaften, denen sie gehörten, Auskunft geben wollte. Die Anordnung der Besichtigung erfolgte nach den verschiedenen Bezirken («rioni») der Stadt in Tagesetappen.

Rastlos begannen die beiden Benediktiner bereits am Tag nach der Ankunft mit der Besichtigung der Stadt, teils zu Fuss, teils in Kutschen, die ihnen der Abt des Klosters oder vermögende Bekannte samt Kutscher zur Verfügung stellten. Oftmals kehrten sie abends völlig erschöpft (*toti fatigati*) ins Kloster zurück. Natürlich galten ihre unzähligen Spaziergänge durch die Stadt vornehmlich dem sakralen Rom. Nach der allmorgendlichen Messfeier in San Callisto oder einer benachbarten Kirche in Trastevere erkundeten sie meist zu zweit die unzähligen Kirchen und Klöster Roms. Nur heftiger Winterregen liess sie an manchen Tagen im Kloster verweilen. Ihr Programm unterschied sich kaum von jenem der anderen Rompilger, die zunächst die Patriarchalbasiliken Santa Maria Maggiore, San Giovanni

*Umzug beim päpstlichen Palast auf dem Quirinal anlässlich des Einzugs
des kaiserlichen Botschafters Anton Florian von Liechtenstein. Gomar Wouters 1692.
Museo di Roma, Gabinetto delle stampe 168*

in Laterano, San Pietro in Vaticano und San Paolo fuori le Mura besuchten. Die weiteren Pilgerkirchen Santa Croce in Gerusalemme, San Lorenzo fuori le Mura und San Sebastiano alle Catacombe folgten in den kommenden Wochen und Monaten. Eine Aufzählung aller weiteren besuchten Kirchen und Klöster würde zu weit führen, doch scheint den beiden St.Galler Mönchen im Dreieck zwischen Peterskirche, Piazza del Popolo und Lateranbasilika kaum eine Kirche entgangen zu sein. Einer der mehrmals aufgesuchten Orte der Stadt war neben dem Vatikan auch der Quirinalspalast auf dem Monte Cavallo, der als Residenz des Papstes und Verwaltungsgebäude des Kirchenstaates diente.

Eine Vorliebe galt jenen Kirchen, die im Verlauf des barocken Baubooms in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden waren. Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts kam diese Bautätigkeit mit dem Geist der «svolta innocenziana» schliesslich beinahe zum Erliegen, so dass im Reisebericht nie von einer offenen Bauhütte die Rede ist. Die Wahrnehmung der beiden Benediktiner scheint aber weniger auf die Architektur der Bauwerke als vielmehr auf deren Ausstattung ausgerichtet gewesen zu sein. Sie bewunderten aufwändig gestaltete Grabmäler, die Böden der Cosmaten, Holzdecken und vor allem Kirchenschätze. Letztere eröffneten sich ihnen durch die ältesten Fremdenführer der Stadt, nämlich durch Priester, Mönche und Sakristane. Neben diesen waren vor allem Schweizergardisten als *Ciceroni* tätig, so dass Lukas und Jodok dank ihrer Herkunft und ihrem Stand doppelt vom reichen Erfahrungsschatz dieser beiden Gruppen profitierten.

Antike Monumente spielten bei den Stadttouren eher eine Nebenrolle. Das damals noch von üppiger Vegetation geprägte Kolosseum, das sie bereits am 1. November 1699 «bestiegen», war für sie Gedenkstätte des Martyriums vieler Christen und wurde nicht als architektonisches Meisterwerk der Antike empfunden. Das Projekt einer Märtyrerkirche inmitten des Kolosseums von Carlo Fontana, das für das Jubeljahr 1700 hätte realisiert werden sollen, war wenige Jahre zuvor an den kostspieligen Türkenkriegen gescheitert.

Während klassische Bauten beinahe bewusst ausgeklammert wurden, weckten die Paläste des römischen Stadtadels durchaus das Interesse der beiden Patres. Beinahe jede grosse Familie stellte damals einen Kardinal oder konnte einen Papst zu den Vorfahren zählen. So fuhren die St.Galler Benediktiner am 20. November 1699 mit der Kutsche zur Villa Borghese und besichtigten nach Entrichtung eines Trinkgeldes den Garten mit der typischen barocken Menagerie. Hier tummelten sich Hirsche, Pfauen, Strausse in Tiergehegen, während den Tempeln, Grotten, Nischen und Springbrunnen die Idee einer antiken Ideallandschaft zugrunde lag. Beeindruckt waren die beiden Patres aber vor allem vom eleganten Palazzo. Besonders die von Scipione Borghese bei Gian Lorenzo Bernini in Auftrag gegebenen Marmorstatuen im Erdgeschoss der Villa gehören zu den Gipfelwerken europäischer Plastik des 17. Jahrhunderts.

Am 22. September des folgenden Jahres fuhren sie mit der Kutsche zur Villa Pamphili, deren ausgedehnte Gartenanlage sie gegen ein Trinkgeld besichtigen durften. In der Stadt waren es hingegen meist die von Kardinälen bewohnten Palazzi, deren

Tore sich ihnen dank ihrer Beziehungen öffneten. Und schliesslich besuchten sie im Vatikan das Museum, das Archiv und die berühmte Bibliothek.

Der St.Galler Abt und Kardinal Cölestin Sfondrati in Trastevere

Das Andenken an den wenige Jahre zuvor verstorbenen Kardinal und ehemaligen Fürstabt von St.Gallen, Cölestin Sfondrati, war in den Kreisen der römischen Kurie damals äusserst lebendig. Papst Innozenz XII. (1691–1700) hatte den brillanten Intellektuellen und Verfasser vieldiskutierter theologischer Schriften am 12. Dezember 1695 zum Kardinal erhoben. Kurz nach seiner Ankunft in Rom am 9. Februar 1696 erkrankte er allerdings schwer und verstarb am 4. September 1696 im Noviziatshaus der Jesuiten bei S. Andrea auf dem Quirinal. Eine von Hypolit Magnani, dem Chirurgen des Apostolischen Stuhls, im Auftrag des Testamentsvollstreckers Kardinal Colloredo in den Gemächern des verstorbenen Kardinals vorgenommene Obduktion ergab einen bösartigen Tumor im Dickdarm als Todesursache. Magnani war es



Kardinal Cölestin Sfondrati, ehemaliger Fürstabt von St.Gallen (1644–1696). Kupferstich von Johann Georg Seiler, Schaffhausen.

auch, der gemäss Testament das Herz des Kardinals zusammen mit zwei Authentiken in eine Kapsel aus Messing einschloss und nach St.Gallen sandte, wo es Abt Leodegar neben dem Altar Unserer Lieben Frau in der Galluskirche hinter einem marmornen Epitaph bergen liess. Sfondratis sterbliche Hülle fand in seiner Titelkirche S. Cecilia in Trastevere ihre letzte Ruhestätte. Zu dieser führte am 6. November 1699 einer der ersten Wege der beiden St.Galler Patres. Sie entdeckten nach längerer Suche die Grabplatte und die von Papst Innozenz XII. gesetzte Inschrift im Chorumgang in der Krypta in unmittelbarer Nähe zum Grab der heiligen Caecilia.

Die Verbindung des Mailänder Adelsgeschlechts der Sfondrati mit der Kirche S. Cecilia reichte über ein Jahrhundert zurück. Bereits ein Onkel Cölestins, Paolo Emilio Sfondrati, hatte diese Titelkirche als Kardinal und Papst-Nepos Gregors XIV. (1590–1591) inne gehabt. Unter diesem «Cardinale di S. Cecilia», so der Wortlaut seiner Unterschrift, waren 1599 jene Bau- und Renovierungsarbeiten in S. Cecilia durchgeführt worden, die schliesslich auch zur Öffnung des Sarkophages der hier im 9. Jahrhundert beigesetzten altrömischen Märtyrin Caecilia führten. Der junge Stefano Maderna (1576–1636) musste damals in sehr kurzer Zeit eine Marmorstatue von dem unversehrt vorgefundenen Körper anfertigen. Madernas Statue wurde bereits um 1600 beliebtes Modell für Bildkopien. Eine sehr frühe Kopie erwarb 1602 P. Jodok Metzler für das Kloster St.Gallen. Heute hängt sie im Barocksaal der Stiftsbibliothek über der nördlichen Galerietür.

Der Besuch von Sfondratis Sterbeort im Jesuitennoviziat und seines Grabes in S. Cecilia in Trastevere bildete einen Fixpunkt jeder Romreise eines St.Galler Konventualen. Nicht immer verlief die Suche nach dem Grab erfolgreich. So gelang es dem letzten Fürstabt von St.Gallen, Pankraz Vorster, erst im zweiten Anlauf am 1. Juni 1816, das Grab zu finden und die Inschrift in sein Tagebuch abzuschreiben. Die Patres Lukas und Jodok besuchten die Kirche mehrmals, wobei sie dort am Fest der Heiligen, dem 22. November, die Heilige Messe zelebrieren durften. Die musikalische Umrahmung war offenbar «ziemlich schön» (*satis pulchra*), wobei einige Lieder von einem stadtbekanntem Kastraten vorgetragen wurden. Selbst in der Kirche jener Heiligen, die seit dem 15. Jahrhundert als Patronin der Musik verehrt wird, bietet Lukas kaum Details zu diesem Thema. Von einer Vesper der heiligen Caecilia in S. Carlo berichtet er immerhin, dass sie von vierzig Musikern gestaltet wurde und zwei Stunden dauerte. Beklagt werden bei dieser Gelegenheit jene Besucher, die nicht aus Andacht gekommen waren, sondern allein die Sänger bewunderten und dabei lachten und sich durch andere Impertinenzien die Zeit vertrieben.

Was in den Ausführungen von P. Lukas fehlen muss, ist der Besuch einer *opera buffa* oder eines *dramma in musica*. Letztere erlebten in dieser Zeit gerade eine besondere Einschränkung, da Innozenz XII. ein striktes Verbot von öffentlichen und privaten Operaufführungen erlassen hatte. Musikalischen Ersatz für die «*opera proibita*» boten als «*sacro divertimento*» ausnahmsweise auch szenisch aufgeführte Oratorien, die besonders von der Oratorianerkongregation des Filippo Neri sowie von verschiedenen Bruderschaften gefördert wurden.

Schauplätze der Aufführungen waren etwa das Oratorium San Filippo Neri, das der musikalischen Form ihren Namen gab, oder der Palazzo della Cancelleria am Campo de' Fiori. Diesen Palazzo besichtigten unsere beiden Patres am 16. September 1700 für zwei Paoli und zeigten sich angesichts der reichen Ausstattung äusserst beeindruckt. Hier wohnte Kardinal Pietro Ottoboni, ein Grossneffe von Papst Alexander VIII. Dieser hatte um 1689 nur 16 Monate regiert. In seinem Pontifikat zeichnete er sich dadurch aus, dass er seine herbeigerufenen Verwandten mit traditionellen Nepotenämtern ausstattete. Als Vizekanzler bewohnte Ottoboni auch nach dem Tod des päpstlichen Onkels für fünf Jahrzehnte den Palazzo della Cancelleria. Er entfaltete vor allem in den beiden ersten Jahrzehnten ein prachtvolles Kunstmäzenatentum. Einen Namen machte er sich besonders als Förderer der Musik. In seinem Palazzo errichtete er ein eigenes Theater, das er während des Verbots der Oper mit Marionetten bespielen liess. Die nüchternen und sittenstrengen Vertreter der sogenannten «svolta innocenziana», Innozenz XI. Odescalchi (1676–1689) und Innozenz XII. Pignatelli (1691–1700), waren ihm ganz offensichtlich ein Dorn im Auge, denn ihr Reformgeist umfasste auch den Kampf gegen Nepotismus. Ottoboni bekämpfte Innozenz XII. scheinbar offen. Laut P. Lukas protestierte er etwa gegen die Ernennung weiterer Kardinäle durch den Papst, dem er als stotterndem Greis die geistige Zurechnungsfähigkeit absprach. Lukas erklärte sich diesen Protest aus dem Neid gegen Kardinal Gabrieli und dem Hass gegen Kardinal Sfondrati, der in seinen Schriften ebenfalls den Nepotismus kritisiert hatte.

Italienisch versus Latein

Latein war nicht nur die von P. Lukas für sein Tagebuch verwendete Schriftsprache, es war auch die *Lingua franca* des Klerus. Als Sprache der Liturgie war es auch manch einem Laien mehr oder minder vertraut. Allerdings fand zu dieser Zeit bei den weltlichen, etwas später auch bei den geistlichen Gelehrten Italiens ein Niedergang des gesprochenen Lateins zugunsten der Landessprache statt. Diese Entwicklung bekamen die beiden St.Galler Patres selbst bei den höchsten Mitgliedern der römischen Kurie zu spüren. Überraschenderweise erwies sich die Konversation mit ihnen oft als schwierig, so mit den Kardinälen Spada, Albani und Colloredo, die Latein als Umgangssprache nur ungern verwendeten. Während Kontakte zu weltlichen Fürsten im Besuchsprogramm der beiden Patres völlig fehlten, wurden diese umso öfter bei Kardinälen vorgestellt. Der Kardinalspurpur lag damals in den Händen der mächtigen alten Adelsfamilien, von denen uns einige begegnen. In der Regel wurden die beiden Patres ganz familiär empfangen. So am 18. November 1699 im päpstlichen Sommerpalast auf dem Monte Cavallo. Der Gastgeber Kardinal Spada erkundigte sich nach Aushändigung einer Empfehlung des Fürststabs von St.Gallen nach dem Zustand des Klosters und dem wegen dem Kreuzkrieg (1697–1698) unterbrochenen Frieden mit den Stadtbürgern.

Anders verließ am selben Tag die Begegnung mit dem bei der Chiesa Nuova wohnhaften berühmten Kardinal Leandro di Colloredo (1639–1709). Dieses Mitglied der *Respublica literaria* korrespondierte mit dem Handschriftenforscher Jean Mabillon oder mit Gottfried Wilhelm Leibniz. Umso mehr verwundert der Kommentar von P. Lukas. Er überreichte erneut das Empfehlungsschreiben seines Abtes und stellte sich anschliessend in lateinischer Rede vor. Der Kardinal meinte, dass P. Lukas zwar gut Latein könne, aber doch lieber die italienische Sprache erlernen möge. Dann legte er ihnen einen Geldsack hin, öffnete zwar noch den Empfehlungsbrief, las ihn aber nicht und erklärte den von Lukas als *audientia frigida* empfundenen Besuch für beendet.

Nicht allein wegen dieses kühlen Empfanges verfolgten die beiden St.Galler Mönche von Anfang an das Ziel, die *lingua italica* zu erlernen. Hier unterscheiden sie sich kaum vom weltlichen Grandtouristen, der sich wohl wie die beiden Benediktiner zunächst mit einer «Grammatica» und einem «Dictionarius Italicus» versorgte. Aus dem mühsamen Selbststudium wurde schliesslich regelmässiger Unterricht. Bereits am 28. November 1699 lernten sie einen frommen Priester kennen, der bereit war, ihnen das Italienische ohne Honorar beizubringen. Dass er sich über Zuwendungen dennoch freute, illustriert wieder der Ausgabenteil des Reisetagebuchs, nach dem alle drei Monate ein *scudo* an den *magister in lingua italica* floss.

Lukas nutzte den Jahresbeginn 1700, um im Tagebuch seine Fortschritte beim Erlernen der Sprache unter Beweis zu stellen. Gleichzeitig vermittelt er uns einen Eindruck vom Alltag als Beichtvater in San Paolo fuori le Mura, wohin er am 22. Dezember umgezogen war. Auch Kritik an Kardinal Pietro Ottoboni kommt zum Ausdruck, der sein Mäzenatentum hauptsächlich aus den Einkünften von Kommandatar-Abteien finanzierte. Darunter befanden sich das Kamaldulenserklöster auf dem Celio mit der vom Zerfall bedrohten Kirche S. Gregorio, die Abbazia delle tre fontane ausserhalb Roms und das kleine an die Basilica di San Sebastiano angeschlossene Zisterzienserklöster an der Via Appia Antica. Doch lassen wir P. Lukas selbst zu Wort kommen, der vom 1. bis zum 20. Januar sein Tagebuch auf Italienisch führte:

Il Giorno primo: hoggi assai gran numero di poenitenti è venuto per confessarsi: oltre di questo non accadè niente che fosse degno d'esser notato.

Il giorno secondo: sono andato a Roma per congratularsi buon capo d'anno ai signori Cardinali nostri Padroni, et ai altri buoni amici, ma perche era sabato, cioè, un giorno il quale è destinato per scrivere le diverse lettere, et spedire la posta, non habbiamo potuto trovare l'occasione di ricevere quelli signori. Tuttavia in l'istesso giorno salutassimo Padre Alvaro Theologo di Sacra Poenitentieria, chi scrisse un trattato apologetico per difesa del libro, chi s'intitola Nodus Praedestinationis, dato in luce dal Eminentissimo Signore di buona memoria Cardinale Sfondrati. Questo Padre si lamentava molto da pertinacia di Francesi Vescovi, chi perseguitando il morto Cardinale, vogliono per forza, che memorato libro da Santa sede sia condannato. Hoggi sono

portate le facultà ai Poenitentiari, e modo, chi se doverebbe osservare in amministrare il Sacramento di Poenitenza.

Giorno 3: Hoggi si pareva, che tota Roma sia uscita per riverire San Paolo, et santissimo crucifisso, che à San Birgitta anticamente parlò: à pranzo fece un pasto splendido il Padre Don Cellerario di S. Paolo, come e costume di fare in capo d'anno, et in primo giorno d'agosto. Hoggi ho ricevuto lettere dal illustrissimo Principe di San Gallo.

Giorno 4: Hoggi prima volta in San Paolo me visitarono Signori Sergente di Guardia Papale, et Suri de Solodura. Dopo pranzo son uscito à S. Sebastiano in Catacumbis.

Giorno 5to: Non è fato niente che era degno per essere notato.

Giorno 6: Era un gran concorso di Poenitenti.

Giorno 7: Sono andato a Roma per reverire sua Eminenza Il Signor Cardinale Gabrieli, ma non stava in casa.

Giorno 8: Hoggi un gran scommodo ho prima volta provato per humida aria, freddo insieme e caldo, in tanto, che pareva una sorta della febbre maligna.

Giorno 9: Hoggi è morto un Prete, chi era un servitore in chiesa di S. Paolo, la malattia, et causa della morte era una febbre finita in puntura, che haveva causato dall freddo, et aria maligna della medesima chiesa.

Giorno 10: ha fatto gran freddo: hoggi ho cominciato à posta imparare la lingua Italiana sotto Magistero del Reverendo Padre Don Mauro lettore, et Poenitentiario in S. Paolo.

Giorno 11: Hoggi sono andato a Roma per dimandare alcune Reliquie Sacre da sua Eminenza Signor Cardinale Carpegna [1625–1714] Vicario Generale di nostro Signor Papa e poi per riverire il Signor Cardinale Gabrieli, a cui ho dato le lettere gratulatorie dal sua Altezza Principe, et Abbate di S. Gallo.

Giorno 12: Hoggi da vesteria di S. Paolo ho ricevuto 10. Scudi, come ricevono tutti i Monaci del istesso monastero.

Giorno 13: dopo vespero sono andato à San Gregorio, dove stanno Monaci Camaldulensi vinti intorno, i quali da suoi buoni (beni) hanno per vivere in tutto l'anno quatro mille scudi, il resto riceve Il Signor Cardinale Ottoboni come Abbate commendatorio: da questa chiesa, e Monastero passano alla chiesa di Santi martyri Ioanne, et stanno ambedue in Clivo Scauri. Ultima di queste è molto piu bella che non sia quella di San Gregorio. Il corpo del medesimo San Pontefice sta senza gloria sotto alcuno altare, tutta la chiesa principalmente in tetto è rovinosa: si che Santo Pontefice stando alcuna volta in essa haveva detto al Abate commendatorio, Monsignor Cardinale, Monsignor Cardinale, questa casa è di San Gregorio, e perche non riparate? dixit ipse, sed iste non refecit. Io pensava dentro di me: Abbate Commendatorio fabrica con tanta Magnificenza e splendore un sepolchro al suo Parente Alessandro Ottavo, e chi sa si sia in Cielo? e sepolchro di S. Gregorio è senza gloria, benchè egli sia Santo».

Giorno 14: Non è passato niente degno per esser notato.

Giorno 15. Era la festa di San Mauro, e per congratulatione diedi al mio Maestro in lingua Italiana un fiascon pieno di vino albano. Hoggi perche era la prima Venerdì dopo la festa di Epifania prima volta comminciavamo gli Monaci digiunare.

Giorno 16: Ho ricevuto lettere dal Illustrissimo Principe et anche dal P. Decano di S. Gallo; dopo pranzo sono andato a Roma, et ho comparato sei pari di guanti, tre pari mezzo frangipan, et tre pari mezzo di ambra, tutti per vinti quattro Paoli.

Giorno 17: Il Signor Pillier è venuto a S. Paolo per valedirci, et dopo lo pranzo, ho lo accompagnato à Roma.

Giorno 18: Hoggi con medemmo Signor Pillier ho pranzato per valeditione, et a sera ritornato à S. Paolo.

Giorno 19: Hoggi D. Pillier è partito da Roma per ritornare a S. Gallo; dopo pranzo mi visitarono con Padre Jodoco, il Signor Sergente, Il Signor Suri con uno Prete, e Signor Beyer.

Giorno 20: Hoggi è venuta assai molta gente per confessarsi, perche era festa di S. Sebastiano, di cui chiesa e una de sette, non molto lontana da S. Paolo; dopo pranzo con gli altri monaci sono andato al medesima chiesa di San Sebastiano, dove trovai il Signor Illustrissimo Piazza, chi è fratello del Illustrissimo Monsignor Nuntio di Lucerna. Questo mi invitò humanissimamente per andare a foro Livio, è visitarlo.



*Fassade des Klosters
S. Gregorio al Celio*

Die «Quarant'ore» und der römische Karneval

Anlässlich eines Besuches in der Jesuitenkirche Il Gesù am 22. Februar 1700 beschreibt Lukas eine Erscheinung, die typisch ist für die Vergänglichkeit des Barockzeitalters, den «barocco effimero». In der dunklen Kirche wurde der Blick des Besuchers auf einen Altaraufbau aus Holz gelenkt, dessen Verzierung und Beleuchtung durch zahlreiche Lampen an ein weltliches Theater erinnerten. Auf der Spitze dieses Altars befand sich das Allerheiligste Sakrament zwischen Strahlenkränzen und Beifall klatschenden Putti. Eine alttestamentarische Szene darunter zeigte Abraham und Melchisedech, der Brot und Wein anbot. Mehr als 4000 römische *sactati* betrogen damals die Ausgaben für diese riesige Scheinarchitektur, wie sie oft von berühmten Architekten entworfen wurden. Auftraggeber war die «Congregazione dei Nobili della Beata Vergine Assunta», die im Jubiläumsjahr besonders viel Aufwand betrieb.

In der Hauptkirche des Jesuitenordens mit dem Grab des Ordensgründers befanden sich die beiden Patres am Ausgangspunkt dieser «Quarant'ore» oder «Vierzigstündigen Andacht», die gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf Initiative der Jesuiten eingeführt worden war. Der Aufwand für diese Form der religiösen Inszenierung in Form einer aufwendigen Dekoration erreichte um 1700 wohl seinen Höhepunkt. Allerdings gab es auch bescheidenere Formen dieser Andacht, wie etwa in St. Paul vor den Mauern, wo das Allerheiligste von schlichten 68 Wachskerzen beleuchtet wurde.

Keine Kosten wurden offenbar gescheut, wenn es darum ging, ein jährlich wiederkehrendes profanes Ereignis zu konkurrenzieren: den Karneval. Die «Quarant'ore» sollten in den Tagen vor Aschermittwoch eine fromme Alternative zum Karneval bieten und die Gläubigen gleichzeitig von diesem fernhalten. Von der «città cristiana» abgelehnt, erlaubte das weltliche Gesetz den Römern hingegen zehn Tage einer volkstümlich-komischen «gazzarra», eines lärmenden Umzugs auf der Via del Corso zwischen Piazza San Marco und Piazza del Popolo, der von privaten Gruppen oder Bürgern der Stadt veranstaltet wurde. In den Jubeljahren hingegen war jede Form von Karneval verboten, so dass Lukas am 7. Februar von Adelingen berichtet, die nach Neapel reisten, um dort Karneval zu feiern.

Das Jubeljahr

Am 21. Dezember 1699 verkündete der Papst durch seinen Generalvikar, dass in allen Kirchen Roms an vier aufeinanderfolgenden Tagen feierliches Glockengeläute das Heilige Jahr ankündigen solle. Lukas vermerkt Läuzeiten, die am 21. Dezember begannen, und zwar zwischen 19 und 20 Uhr, von Mitternacht bis 1 Uhr morgens und von 15 bis 16 Uhr nachmittags. Damit erreichte das kirchliche Leben wie alle 25 Jahre seinen Höhepunkt, der Ströme von Gläubigen in die Ewige Stadt ziehen liess. In den beiden Jubeljahren 1675 und 1700 erreichte die Anzahl der zu versorgenden Pilger aussergewöhnliche Dimensionen. In den kommenden Monaten sollte sich

die Zahl der Einwohner von 140 000 mehr als verdoppeln, denn nicht weniger als 200 000 Pilger kamen hinzu. Als Vademecum erstand P. Lukas am 11. Januar den «Trattato dell'Anno Santo» von Pignatello.

Er nutzte die letzten ruhigen Stunden und wanderte am 23. Dezember mittags über die Via Appia Antica durch die liebliche «Campagna di Roma» mit Weinbergen auf der linken und fruchtbaren Äckern auf der rechten Seite, die den Kanonikern der Laterankirche gehörten. Abschreckend war hingegen das ungesunde Klima der Campagna, das diese menschenleer erscheinen liess. Vorbei an den Catacombe di S. Callisto erreichte er nach einer Stunde die Sebastiansbasilika, in der während der Christenverfolgungen die Körper der Heiligen Petrus und Paulus bestattet waren. Nach Besichtigung des von Papst Paul V. aus Marmor errichteten Grabes stieg er in die Katakomben hinab, wo sich auch das Grab der heiligen Caecilia befunden hatte.

Am Heiligabend wohnten Lukas und Jodok bei strömendem Regen der Öffnung der Heiligen Pforte bei. Nach dreimaligem Anklopfen mit dem silbernen Hammer öffnete sich die mittlere Tür des Petersdoms, und eine lange Prozession strömte ins Innere der Peterskirche. Der greise Papst Innozenz XII. benötigte stets seinen Stuhl – ein Faldistorium –, um den Strapazen der liturgischen Feier gewachsen zu sein. Um ein Uhr nachts war die Feier beendet, und das Jubeljahr hatte begonnen.

Am 25. Dezember sass P. Lukas erstmals im Beichtstuhl, der in der heutigen Form erst in der Barockzeit entstanden ist. Als deutschsprachiger Beichtvater verbrachte er beinahe täglich einige Stunden in der Basilika S. Paolo fuori le Mura, einer der sieben Hauptkirchen Roms, die jeder Pilger im Jubiläumsjahr für einen Plenarablass besuchen musste. Das im Beichtstuhl Gehörte unterlag zwar dem Beichtgeheimnis, doch vertraute P. Lukas seinem Tagebuch in einem eigenen Teil einige Fälle an und vermittelt so gewissermassen ein Sittenbild Roms um 1700. Es bestätigt sich der Eindruck von den gedruckten Beichtspiegeln dieser Zeit, dass nämlich ein grosser Teil der Gespräche dem Sexualleben gewidmet war. Lukas erfuhr auch von einem Fall des Missbrauchs bei der Spendung des Beichtsakraments durch den Priester (Sollizitation), der vor die Heilige Inquisition kam.

Jubeljahr und Pilgerstrom erreichten zu Ostern ihren Höhepunkt. Zum höchsten Fest des Kirchenjahres hatte nach den in Trient erneuerten Vorschriften jeder Katholik das Sakrament der Busse zu empfangen, weshalb P. Lukas fast ohne Unterbruch im Beichtstuhl sass. Daneben berichtete er von einer für die Jahreszeit ungewöhnlichen Kälte, der in der römischen Campagna neun Menschen zum Opfer fielen. Am «Ospedale della Santissima Trinità» wurden in der Osternacht 4000 Pilger gratis mit Essen versorgt und dabei von Kardinälen, Bischöfen und anderen Prälaten bedient. Alle konnten zwei Nächte bleiben, während sie für die dritte Nacht einen Beichtzettel ausfüllen mussten.

Zum Strassenbild Roms gehörten an diesem Fest auch die nächtlichen Prozessionen der Bruderschaften, die von den Jesuiten stark gefördert wurden. P. Lukas wohnte in der Osternacht (10. April 1700) jener der «Confraternità del Santissimo

Crocefisso» bei. Ihr Name leitet sich von einem Kruzifix ab, das beim Brand der Kirche San Marcello 1519 unversehrt geblieben war. Schon 1522 schlossen sich Gläubige aus der römischen Oberschicht zu einer Bruderschaft zusammen, die sich fortan der Kreuzverehrung widmete. Das Kreuz wird noch jetzt in der Kirche am Corso aufbewahrt, die bis heute als Stationskirche nach dem Passionssonntag dient. Zwei Stunden dauerte der Gang von S. Marcello zur Peterskirche, wobei sechs Kardinäle, zahlreiche Fürsten und Mitglieder des Stadtadels teilnahmen. 2000 Laternen mit weissen Kerzen wurden getragen oder waren an zwölf runden und versilberten Wagen befestigt. Kardinal Pamphili trug ein vergoldetes Kreuz aus Karton, und mit ihm gingen hundert «flagellantes», deren blutiger Anblick Lukas offenbar erschütterte: «Grausam war der Anblick jener, die beinahe nackt einherschritten und mit eisernen Zackenwerkzeugen und Silberringen Geflechte formten, vier über den Knien, zwei in den Armen und zwei auf der Brust». (*Horrendum erat aspicere illos, qui quasi totales nudi incedebant, et instrumentis ferreis cum spinis seu anuleis argenteis plagas efformabant quatuor super genua, duas in brachiis et dua in pectore.*) Am Prozessionsende wurde das wundertätige Kreuz getragen, von dem die Legende besagt, dass dem Kruzifixus ein Bart wachse. Neben dieser detaillierten Beschreibung liefert uns Lukas sogar die Kosten für diese in der Barockzeit typische «ostentative Verschwendung» in der Höhe von 14 000 römischen *scutae*.

Am 27. April 1700 bemühte sich P. Lukas erstmals beim Hauptmann der Schweizergarde um eine Audienz beim Papst. Auf dem Heimweg vom Vatikan kam es zu einem ungewöhnlichen Zwischenfall unter der Porta S. Paolo: P. Lukas wurde von einer Kuh mit ihren Kälbern attackiert, wehrte sich aber heftig, in-



Wundertätiges Kruzifix in der Kirche S. Marcello al Corso

dem er sie bei den Hörnern packte und laut «Jesus» ausrief. Daraufhin liess die Kuh von ihm ab, und alle, die dabeistanden, applaudierten ihm. Diese Episode erinnert kaum an den bukolischen Charakter der römischen Campagna, wie ihn die Landschaftsbilder Salvator Rosas (1615–1673) zeigen. Stattdessen präsentierte sich in dieser Zeit selbst das Forum Romanum im Herzen der Stadt noch als Weide, auf der zwischen den Säulenresten und anderen antiken Monumenten zumeist friedlich Kühe grasten.

Gefahren drohten aber vor allem auf Reisen, besonders wenn diese zu Pferd zurückgelegt wurden. Anfang Mai entflohen Lukas und Jodok dem Grosstadtreiben in das etwa fünfzig Kilometer entfernte Städtchen Subiaco, um dort die erste Wirkungsstätte Benedikts und seiner Schwester Scholastika kennenzulernen. Nach einem Mittagessen in Tiburtina erreichten sie erst gegen Einbruch der Dunkelheit zum Angelus-Läuten das Städtchen Subiaco. In einer engen und abschüssigen Strasse kam der Maulesel zu Fall, Lukas wurde gegen die Mauer gedrückt und fiel schliesslich zu Boden, wobei ihm der Maulesel auf den linken Fuss trat. Beherrzte Bewohner von Subiaco führten ihn an der Hand zum Kloster Santa Scolastica, wo



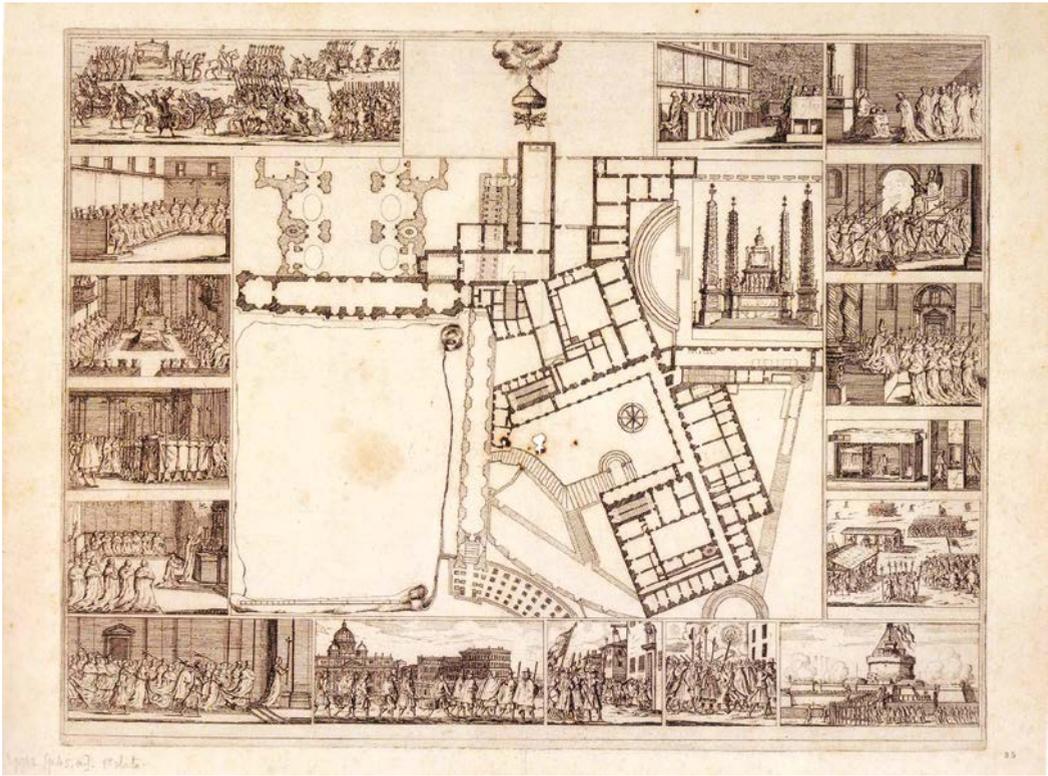
Das Kloster Subiaco im «*Diarium Italicum*» von Bernard de Montfaucon von 1702.

die beiden herzlich aufgenommen und mit Essen und Glühwein gut versorgt wurden. An den nächsten drei Tagen feierten sie die Heilige Messe im «sacro speco», jener Höhle, die Benedikt für mehrere Jahre bewohnt hatte und wo an den Felsen ein Kloster gebaut worden war. Nach einigen Tagen kehrten sie über Tiburtina, wo sie den Palazzo samt Barockgarten besichtigten, wieder nach Rom zurück.

Eine Woche später fand schliesslich die erbetene Papstaudienz statt. Der Bruder des Bischofs von Konstanz, Monsignore von Fürstenberg, hatte für sie eine Audienz beim greisen, 85 Jahre alten Papst Innozenz XII. organisiert. Nachdem sie durch acht Vorzimmer geführt worden waren, kündigte sie der *magister camerae ad Papam* im neunten Zimmer mit folgenden Worten an: «Beatissimo Padre ce sono due Padri di S. Gallo, discepoli del Sig. Cardinal Sfondrati.» Worauf der Papst antwortete: «vengano, vengano.» Nach erfolgtem Fusskuss begann ein kurzer lateinischer Fragekatalog, den Lukas wörtlich wiedergibt. 1) Wie lange sind die beiden in Rom? Seit Oktober. 2) Was für einen Abt habt ihr in St.Gallen? Einen aus Luzern. 3) Habt ihr Frieden? Ja. 4) Wie lange bleibt ihr noch in Rom? Das ganze Heilige Jahr über, da einer von uns als Beichtvater in St.Paul tätig ist. Auch Kardinal Cölestin Sfondrati wurde erwähnt und vom Papst als heiliger Mann bezeichnet. Nach erfolgtem Segen und erneutem Fusskuss durften sich die beiden wieder entfernen.

Am 27. September 1700 erlebten die St.Galler Patres den Tod des Papstes und die damit verbundenen Zeremonien mit. Richard Lassels, der 1650 Italien bereist und einen sehr erfolgreichen Reisebericht verfasst hat, liefert uns dazu die schöne Anekdote, nach der Innozenz X. auf eine Frage an einen Besucher, ob er alle Zeremonien in Rom gesehen hätte, die Antwort erhielt: «Holy Father, I have seen all the fine sights of Rome, but your death» (II, S. 249f.). Die Kenntnis der Mechanismen, die der Tod eines Papstes auslöste, war natürlich bei P. Lukas vorhanden. Hinzu kam aber auch eine Nähe zu den Geschehnissen, die manch weltlichem Reiseberichtersteller verwehrt blieb. Sogar in Form von Kupferstichen wurden wesentliche Stationen dieses Zeremoniells verbreitet: Am Morgen des 28. September kam der Kardinal Camerlengo in das Schlafgemach des Papstes und zerschlug nach Feststellung des Todes dessen Fischerring. Anschliessend wurde der Papst seziiert und einbalsamiert. Inzwischen wurde die grosse Glocke auf dem Campidoglio während einer Stunde geläutet. Am 8. Oktober wurde der tote Papst vom Quirinal zur Peterskirche überführt und dort am selben Tag beigesetzt.

Unter Innozenz XII. herrschte ein frommer und reformgesinnter Geist, der bereits unter seinem Vorgänger Innozenz XI. Odescalchi Einzug gehalten hatte und den man in der italienischen Forschung als «svolta innocenziana» bezeichnet. Er äusserte sich durch das fast vollständige Erliegen der barocken Bautätigkeit, indem nur noch Angefangenes fertiggestellt wurde und selbst bedeutende Künstler keine Aufträge mehr erhielten. Innozenz XII. stammte aus dem süditalienischen Uradel der Pignatelli und war seit 1686 Erzbischof von Neapel gewesen. Mit seinem Pontifikat verbindet man vor allem die Bulle «Romanum decet Pontificem» (1692) mit der er den päpstlichen Nepotismus ächtete. Dessen verheerende Auswirkung als Institution, d.h. durch die Praxis der Päpste, einen «Neffen» als «Vizepapst» für den



Kupferstich für das Konklave. Um 1669. Entwurf von Giovanni Battista Falda und Giovanni Battista Contini.

weltlichen Bereich einzusetzen, war nach den Pontifikaten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zutage getreten. Wenn Innozenz XII., der ein äusserst einfaches Leben führte und seine Verwandten von Rom fernhielt, die grosse Zahl von Armen und Bettlern «seine Nepoten» nannte, so sind seine – allerdings rasch gescheiterten – sozialpolitischen Versuche vor diesem Hintergrund zu sehen. Über 5000 Arme wurden unter Innozenz XII. im umgebauten Lateranpalast versorgt. Für weitere Hunderte von Kindern und Jugendlichen wurden gegenüber dem Aventin die enormen Gebäude des Ospedale S. Michele erbaut. Die Armen wurden hier ernährt und gekleidet, zur Arbeit angehalten und einer strengen Disziplin unterworfen. Auf paradoxe Weise verschmolz hier christliche Mildtätigkeit mit den in Entstehung begriffenen Formen der neuzeitlichen Fabrikarbeit. P. Lukas berichtet von 400 armen Knaben, die hier um 1700 untergebracht waren.

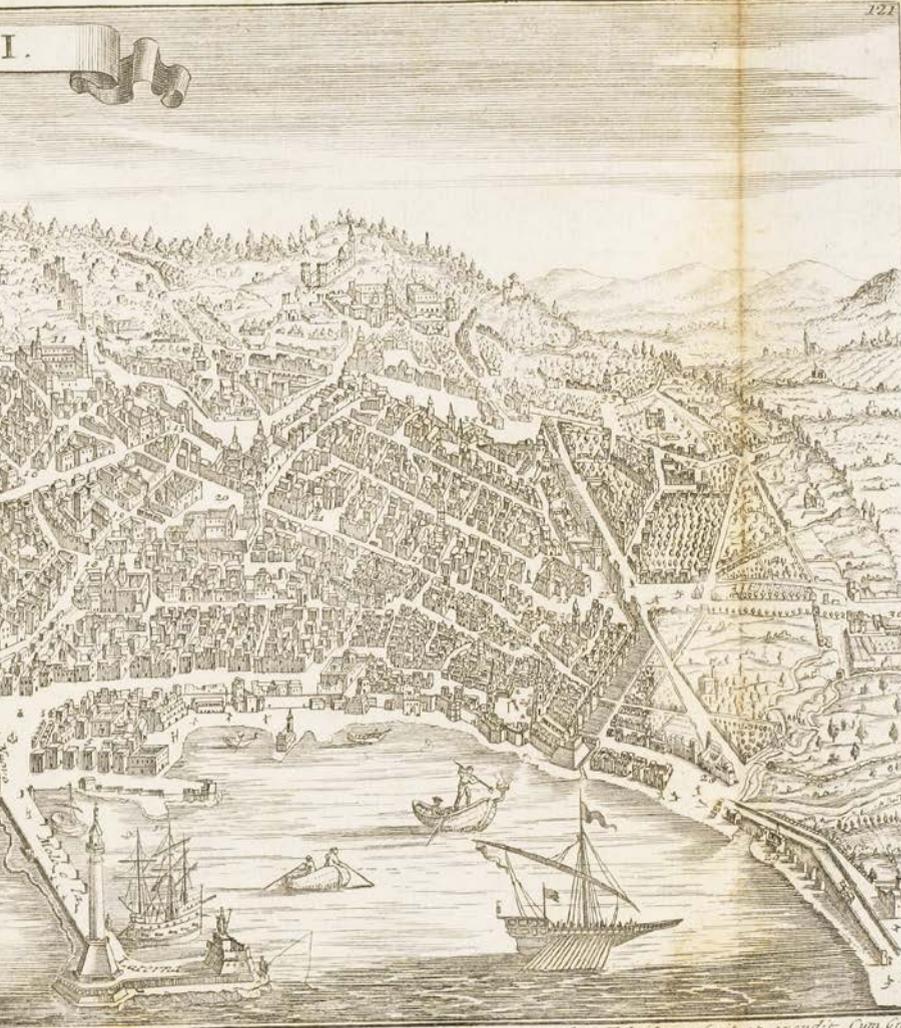
Bereits am 20. November 1700 wusste P. Lukas über den Ausgang des Konklaves Bescheid. Der gewählte Kardinal aus der Familie der Albani lehnte seine Wahl zunächst aber noch ab, da er mehr als hundert Verwandte hatte, die er alle zu versorgen hatte (*quibus omnibus deberet benefacere*). Erst drei Tage später fand nach einer schriftlichen Erklärung für sein Zögern seine Ausrufung als Clemens XI. statt. Böllerschüsse auf dem Castel S. Angelo begrüßten den neuen Papst, den unmittelbar

danach noch während des Mittagessens die prekäre politische Situation Europas einholte: Während des Konklaves war mit Karl II. der letzte spanische Habsburger kinderlos gestorben. Innozenz XII. hatte nach Einsetzung von drei Kardinälen als Beratern – unter ihnen auch Kardinal Albani – Karl II. zur Bestimmung des Herzogs von Anjou, des Enkels Ludwigs XIV., als Erben seines Reiches geraten. Damit machte er sich zum Gegner von Kaiser Leopold I., der gerne seinen Sohn, Erzherzog Karl, als Erben des spanischen Königs gesehen hätte. Der folgende Spanische Erbfolgekrieg (1701–1714) sollte schliesslich auch das Pontifikat von Clemens XI. überschatten.

Zunächst trug man den neuen Papst aber in die Peterskirche, begleitet von den Rufen des Volkes «Viva il Papa, viva Clemente XI!» Am 30. November wurde er schliesslich zum Bischof geweiht und am 8. Dezember inthronisiert, beides Ereignisse, die P. Lukas minutiös beschreibt. Auf der Engelsburg schoss man erneut Salut, und an diesem und am folgenden Tag war die ganze Stadt illuminiert. Offenbar verzichtete der Papst in diesen Tagen auf Schlaf, Essen und Trinken und war ständig in Tränen aufgelöst. Am 16. Dezember besuchte er anlässlich des Jubeljahres die vier Patriarchalbasiliken, darunter St. Paul vor den Mauern, wo auch P. Lukas anwesend war. Am 24. Dezember schloss erstmals in der Geschichte ein anderer Papst die Heilige Pforte der Peterskirche, als derjenige, welcher sie geöffnet hatte. Damit endete das Jubeljahr 1700.

Broccoli essen, Neapel sehen und dann sterben

Während des Konklaves in Rom reisten Lukas und Jodok vom 11. bis 23. Oktober 1700 nach Montecassino und Neapel, einer der wichtigsten Stationen eines Grandtouristen. Bereits am 22. Dezember 1699 hatte ihnen der Abt von Montecassino in Rom gewissermassen befohlen, das Grab des hl. Benedikt und ihn selbst zu besuchen. Unter steter Angst vor Banditen ging die Reise über Anagni nach Frosolone, worauf man nach kurzer Wegstrecke das unter spanischer Herrschaft stehende Königreich Neapel betrat. Das erste Ziel war San Germano, das erst seit 1863 Cassino heisst, am Fusse des berühmten Benediktinerklosters Montecassino. Hier verbrachte der Konvent die kalte Zeit von Oktober bis Mai, während er im Sommer vor der «aria cattiva» auf den felsigen Berg floh. Der Abt von Montecassino untersagte den beiden reisenden Mönchen am 12. Oktober wegen der hereinbrechenden Nacht den Aufstieg auf den Berg und bot ihnen in seinem Palast Quartier und Verpflegung an. Erst am nächsten Morgen bestiegen sie in etwa 1½ Stunden den Berg, um am Grab der heiligen Geschwister Benedikt und Scholastika Messe zu feiern. Nach dem Mittagessen wurden ihnen die reich ausgestattete Kirche, Bibliothek und Archiv, Noviziat, Sakristei und das Pilgerhaus gezeigt. Am nächsten Morgen stiegen sie wieder hinab nach San Germano, wo ihnen zwei Exemplare der Klosterchronik von Montecassino mitgegeben wurden. Ihr Weg führte sie durch die Ebene von Capua nach Neapel, das sie am Abend des 15. Oktober erreichten. Als Unterkunft diente ihnen das Benediktinerkloster S. Severino mitten im Zentrum, unweit der



121 NAPOLI ist die Haupt-Stadt des Königreichs gleiches Namens, welches nach P. Corvo- nelli Bericht 1468 Italianische Meile um Umkreis hat, getheilt in 12. Provinzen darinnen 144. Städte, 1778. Flecken, Schloßer und Dörffer, 22. Ertz-Bisthümer 123. Bisthümer 953. Herrschaften welche ihre eigene Vasallen haben unter welche sein 119. Fürstz d. Princps 156. Herzog d. Duchz 173. Marggrafen oder Marchesi, 42. Grafen d. Contz, 445. Freyherrn oder Baroni. Die Stadt vor sich hat nach geschickten P. Coronelli Anzeig 33. Pfarr Kirchen die Parochie 134. andere Kirchen so sie Chiesi Benefiziali nennen. 19. Mäns Dominikaner 6. Frauen Iheros d. Cloz 18. Mäns Franciscan 12. Frauen Kirchen d. C. 8. Mäns Augustiner 5. Frauen K. u. Closter 8. Mäns Carmelitarer 5. Frauen Kirchen d. C. 71. Kirchen de Regulari 2. Mönche d. Nezza 29. andere Closter für Frauen so sie Conventi di Donne heißen 11. Spitaler, 5. Seminaria. Mit vielen andern secundten Luoghi

G. B. Bachler fecit et excudit. Cum Gratia et Privilegio S. C. C.

Via Toledo, das heute als Staatsarchiv genutzt wird. Von hier aus unternahmen sie täglich Spaziergänge durch die enge Altstadt und Fahrten in die nähere Umgebung. Neapel war damals mit fast einer halben Million Einwohner die grösste Stadt Italiens und nach Paris und London die drittgrösste Europas, obwohl der Pest von 1656 rund die Hälfte der Bevölkerung zum Opfer gefallen war.

Die wichtigsten Stationen ihres Aufenthalts im Golf von Neapel seien hier kurz aufgelistet:

16. Oktober

Messe in der Kirche Gesù nuovo

Kirche des heiligen Ludwig von Toulouse = S. Francesco di Paola (Piazza del Plebiscito, gegenüber dem Palazzo Reale)

Kirche der heiligen Theresia der Karmeliter = S. Teresa degli Scalzi

Kirche der Dominikanerinnen

Jesuitenkolleg = Gesù vecchio

Via Toledo

Hafen

17. Oktober

Messe im Kloster S. Severino

Kirche des hl. Oratoriums = S. Filippo Neri

Kathedrale mit der Cappella S. Gennaro

Kirche und Spital Santa Annunziata

Kirche SS. Apostoli

18. Oktober

S. Paolo Maggiore

Benediktinerinnenkloster S. Maria Donnaròmita

Kirche S. Giovanni a Carbonara

19. Oktober

Messe in S. Severino

Benediktinerinnenkloster S. Maria Donnaròmita

Palazzo Reale

20. Oktober

Castel Capuano, genannt «La Vicaria» (damals der Justizpalast)

S. Anna dei Lombardi oder Kirche von Monteoliveto

Kirche S. Maria del Carmine

21. Oktober

Ausflug in den Westen der Stadt: Grotta di Posillipo, Schwitzbäder von San Germano, Solfatara, Pozzuoli, Sybilla Cumana, Baiae, Cento Camerelle.

22. Oktober

Monastero di S. Martino: Kartäuserkloster
Castel Sant'Elmo

Die Vorliebe der beiden St.Galler Patres galt auch hier in erster Linie der barocken Pracht sakraler Innenräume. Enttäuscht waren sie deshalb von der Kathedrale, die wenig Glanz zu bieten hatte. Einzig die Cappella von San Gennaro und die mit dem Blutwunder verbundene Prozession werden eingehend geschildert. Auch gesellschaftliche Beobachtungen flossen in den Bericht von P. Lukas ein. So sahen sie in der Kirche der heiligen Theresia der Karmeliter den Bruder des Kardinals Giacomo Cantelmo (1645–1702), der mit Erlaubnis des Papstes seine Nichte heiraten durfte. Gemeint war der Herzog von Popoli, dessen Grab sich im Dom von Neapel befindet. Dass auch die beiden Mönche nach einem dichten Kirchenprogramm Abwechslung brauchten, zeigt ihr Spaziergang über die Via Toledo ans Meer. Über die Via Medina gelangten sie zum Hafen, wo gerade ein Galeerenschiff mit etwa 150 angebundenen Sträflingen lag. Dass sie sich auch für Profanes interessierten, zeigt etwa die Notiz über den neapolitanischen Adel, der sich vor dem Stadttor in Gegenwart des spanischen Vizekönigs in der Reitkunst übte. Erstaunen rief die grosse Menge an Bittstellern und Streitparteien in der Curia Neapolitana, dem Castel Capuano, hervor, die mehrere hundert Personen umfasst haben soll.

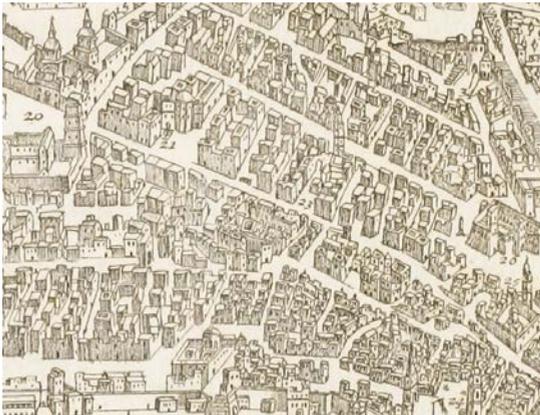
Auf dem Programm eines jeden Reisenden dieser Zeit befand sich ein Besuch der Phlegräischen Felder, Schauplatz unterschiedlicher vulkanischer Phänomene. In Neapel kamen schon früh eigene Reiseführer auf den Markt, die sich ausdrücklich an die Adresse der Touristen richteten und auch die Phlegräischen Felder umfassten. 1688 erschien die «Guida de' Forestieri» des apulischen Bischofs Pompeo Sarnelli, die wohl auch die beiden Patres benutzten, da in der Stiftsbibliothek St.Gallen heute noch ein Exemplar aufbewahrt wird. Mit dem Interesse an den Naturerscheinungen verband sich aber auch das Vergnügen an einem Ausflug ins Grüne. Dieser wurde am Morgen des 21. Oktober allerdings etwas getrübt durch anhaltenden Regen, der die Fahrt nach Pozzuoli begleitete. Dennoch entdeckten sie ausserhalb der Stadt eine liebliche Landschaft, Weingärten und Gärten, welche die Italiener nicht umsonst als «paese felice» bezeichneten. Das erste Ziel war das «Antro della Sybilla Cumana», eine 130 m lange, in den Tuffstein gehauene Galerie. Mit Kerzen in der Hand betraten sie den breiten Gang, der nach einem Erdbeben wegen des Einsturzes einiger Bögen nur teilweise begehbar war. Reste eines Palastes, geheime Stiegen, drei Räume und Thermalbäder werden dennoch genannt.

Während rechter Hand an den vulkanischen Hängen der Falernerwein kultiviert wurde, eröffnete sich linker Hand der Golf von Pozzuoli mit den Resten der augusteischen Mole, die bis nach Baiae gereicht haben soll. P. Lukas wusste auch um eine Legende, dass Julius Caesar diese Verbindung aufgrund seiner Liebe zu einer Frau in Baiae hätte errichten lassen. Vom Averner See gelangten sie zu den sogenannten Stufe di Nerone, einer der grössten Thermenanlagen des Golfes, die auf Stichen des 17. Jahrhunderts noch als aufrecht stehendes Gebäude mit mindes-

tens vier Ebenen zu erkennen ist. P. Lukas hatte offenbar Mühe mit den heissen Schweissbädern oder Sudatoria, die Sebastian Münster im 16. Jahrhundert mit folgenden Worten beschreibt: «Diss sind etliche ront zugewölbte Kämmerlein, deren Esterich oder Boden warme Dämpff mit so grosser Menge von sich gibt, dass sie einem, der ohne Kleider hinein gehet, von Stund den Schweiss austreiben». Insgesamt 38 solcher Bäder in der Gegend von Baiae zählt Sarnellis Fremdenführer von 1688 und weist ihnen diverse «Heilanzeigen» bei Beschwerden von Leib und Seele zu. Somit gilt Sarnellis «Allernützlichstes Bade-Reglement» als vermutlich älteste «Gäste-Badeordnung» der Welt.

Lukas und Jodok unternahmen beide den Versuch, eine Staffa zu betreten, wie sie bereits von den Römern genutzt worden waren, hatten dabei aber ziemliche Mühe. Kaum hatte Lukas durch den engen Eingang drei Schritte ins Innere getan, begann er angesichts der grossen Hitze und wohl auch seiner schweren Kleidung wegen stark zu schwitzen. Da sie sich aber anschliessend wieder dem kalten Wind aussetzen mussten, verzichteten sie auf einen längeren Badegang und liessen sich stattdessen kochendes Wasser aus der Tiefe bringen. Anschliessend bestiegen sie ein Schiff, das sie vorbei am berühmten Hafen von Baiae nach Bacoli brachte. Hier besichtigten sie die «Cento Camerelle» und die von Kaiser Augustus erbaute Piscina Mirabile, beides monumentale Wasserreservoirs. Wiederum mit dem Schiff fuhren sie zurück nach Pozzuoli, wo sie gemeinsam mit einem Mönch namens Vittorino aus Montecassino bei einem Weltpriester zu Mittag assen. Anschliessend besuchten sie das Flavische Amphitheater und jene Kellerräume, wo man im Jahr 304 den heiligen Januarius und seine Gefährten gefangen gehalten hatte, bevor man sie in der Arena den Raubtieren vorwerfen sollte. Als diese die heiligen Männer nicht anrührten, wurden sie in der Gegend der Solfatara, einem erloschenen Krater, enthauptet. Wenige hundert Meter weiter wurde hier 1583 eine Kapuzinerkirche erbaut, in der Lukas und Jodok eine wundertätige Marmorstatue des Heiligen vorfanden. Zur Vesperzeit machten sie sich schliesslich auf den Heimweg in die Stadt.

Am letzten Tag ihres Aufenthalts in Neapel brachte sie der Sekretär des Nuntius mit der Kutsche auf den Vomero zum Monastero di S. Martino, dem Kartäuserklos-



Neapel um 1730. In der Mitte dieses Ausschnittes das Kloster S. Severino, in dem die beiden St. Galler Patres Quartier nahmen.

ter, von dem sie nach einem «grossartigen Essen» (*splendissimum prandium*) den wunderbaren Ausblick auf die ganze Stadt und den Golf genossen.

Obwohl dem Leser insgesamt natürlich der Schwerpunkt der Reisebeschreibung auf den besuchten Kirchen und Klöstern auffällt, so entsprachen die restlichen Besichtigungen und Ausflüge fast genau dem Programm eines weltlichen Touristen. Keineswegs fehlen durfte der Tagesausflug an den Golf von Pozzuoli und zum Vesuv, den sie nur wegen der Witterung – offenbar regnete es ständig – nicht besteigen konnten. Was zu dieser Zeit noch fehlte, war der Besuch der verschütteten Städte Pompeij und Herkulaneum, deren Ausgrabungen erst 1738 beginnen sollten.

Die Abreise am frühen Morgen des 23. Oktober mit einem «Vetturino» (Kutscher) verleitete P. Lukas zu einem Zitat aus dem «Urtext» jeder Räubergeschichte, dem Gleichnis vom Barmherzigen Samariter (Lukas 10, 30): «Jesus antwortete ihm mit einer Geschichte: Ein Mann wanderte von Jerusalem nach Jericho. Unterwegs wurde er von Räubern überfallen. Sie schlugen ihn zusammen, raubten ihn aus und liessen ihn halb tot liegen. Dann machten sie sich davon.» Mit diesem Gleichnis beschrieb Lukas die Abreise, da sie an der Stadtgrenze auf Wachleute trafen, die sie durchsuchten. Was sie fanden, waren Strumpfhosen und Seidentücher, die er für einige Mitbrüder in Rom gekauft hatte. Natürlich galt es auch hier, drei Carlini zu berappen für die eine Wache und jeweils einen Carlino für die anderen beiden. Gleiches widerfuhr ihnen an der Grenze zwischen dem Königreich Neapel und dem Kirchenstaat. Erneut klagte Lukas über den an die spanische Wache entrichteten Carlino, der sie vor einer Suche nach Seide und Gold in ihrem Gepäck bewahrte: «Ob Laie oder Kleriker, es wird kein Unterschied gemacht».

Erst nach Verlassen des Königreichs Neapel beginnt P. Lukas mit einem kleinen Elogium auf Neapel. Die Stadt galt ihm wegen der Lieblichkeit der Felder, der gesunden Luft, der Fruchtbarkeit der Bäume, die dreimal pro Jahr Früchte trügen, gleichsam als Paradies Gottes. Selbst Italiener nannten Neapel «paese felice», während im Hinterland die Erde rauh wäre. P. Lukas vergleicht Neapel mit einer riesigen Bühne vor der imposanten Kulisse von Vesuv und Meer. Was folgt, ist die Konstruktion eines neapolitanischen Volkscharakters, wie er sich in zahlreichen Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts wiederfindet. So thematisiert P. Lukas etwa die Neigung der Neapolitaner zum Müssiggang und zum leichten Leben. Gründe für das Wesen der «lazzaroni» wurden aber nicht gesucht. Stereotyp scheinen auch folgende Aussagen zu sein: Das Volk ist ungläubig und hintergeht sehr gern die Ausländer; Händler verlangen das Dreifache vom Einkaufspreis, und leicht wird getäuscht, wer ihren Stil nicht kennt. Sie leben in grossem Luxus und sind die Musse gewöhnt. Bauern sieht man vor ihren Häusern die ganze Zeit schwatzen, während ihre Felder unbearbeitet liegen bleiben. Sogar mit Sodom und Gomorrha wird diese Stadt gleichgesetzt, wenn sie nicht zwei «Ruten» zu fürchten hätte: Erdbeben, von denen eines erst kürzlich grosse Schäden angerichtet hatte, und den Vesuv, der niemals aufhöre, Rauch auszustossen, und die Stadt mit seinem Feuerfluss bedrohe. Der Rauch würde zeitweise dermassen dick, dass man in den Häusern bereits zu Mittag die Kerzen anzünden müsse, und teilweise erreiche die Asche sogar das Kloster

Montecassino. Der Lavafluss hingegen ergiesse sich oft bis ins Meer, das zurückweiche und sich so stark erwärme, dass sogar die Fische gekocht würden. Aufgrund dieser Bedrohungen würden die Neapolitaner dem heiligen Januarius dermassen viel Ehrfurcht entgegenbringen (*devotio*). Die Rede ist vom Ausbruch des Vesuvs am 16. Dezember 1631, dem verheerendsten nach jenem der Antike im Jahr 79 n. Chr. Zahlreiche Ortschaften am Fusse des Berges wurden damals zerstört, und etwa 3000 Todesopfer waren zu beklagen. Aus Angst vor der Pest wurde den anströmenden Flüchtlingen der Zutritt zur Stadt Neapel verwehrt, und für mehrere Tage war die gesamte Gegend wegen des Aschenregens in Finsternis gehüllt.

Dies war die Stunde von San Gennaro, des grossen Heiligen und Wundertäters der Stadt. Hunderttausend Menschen nahmen an einer vom Erzbischof angeordneten feierlichen Prozession mit dem Haupt und dem Blut des Märtyrers teil. Dieter Richter, der kürzlich eine hervorragende Biographie Neapels vorlegte, schreibt: «Blut gegen Feuer: Das ist die Inszenierung der neapolitanischen Katastrophenabwehr.» Unerwähnt bleibt bei Lukas allerdings das zweite Schlüsselereignis des Jahrhunderts, eine Pestepidemie mit 200 000 Toten im Jahr 1656.

Stattdessen setzt Lukas zum Abschied zu einem kurzen Loblied auf die Fruchtbarkeit der Felder um Neapel an, das jenes zum Ausdruck brachte, was man an der Landschaft damals als schön empfand und gleichzeitig ein berühmtes Diktum über die Stadt enthält:

Si Italia hortus Europae est, Neapolis Paradysum Italiae est, et plebs dicere solet: magna bruocoli, vedi Napoli, e poi muori ben' mio, quasi se aut nihil suavius ad vescendum, quam herba procoli qui ibidem in abundantia crescit, aut nihil amoenius in vitam videri posset quam urbs Neapolitana.

«Wenn Italien der Garten Europas ist, dann ist Neapel das Paradies; und das Volk pflegt zu sagen: Broccoli essen, Neapel sehen, und dann sterben, mein Lieber, als ob es nichts Süsseres zu essen gäbe als Broccoli, die dort im Überfluss wachsen, oder nichts Lieblicheres zu sehen gäbe als die Stadt Neapel.»

Italien als «Garten Europas» und Neapel als «Paradies» waren Topoi, die im 17. Jahrhundert oft gebraucht wurden. Lukas' Loblied ist jedoch vor allem der Beleg dafür, dass der wohl berühmteste Satz über Neapel nicht aus dem Mund eines Reisenden stammt. Vielmehr deutet er auf einen zur Zeit des Hauses Aragón bereits bekannten Ausdruck der Selbstwahrnehmung hin (*et plebs dicere solet*), der offenbar in modifizierter Form bis in unsere Zeit tradiert wurde. Nicht nur handelt es sich vermutlich um den ältesten Beleg dieses berühmten Satzes. Wir erfahren im Reisetagebuch des St.Galler Mönchs Lukas auch etwas über seine Herkunft und seinen ursprünglich noch originelleren Wortlaut.

Die letzten Monate

Neben der Tätigkeit als Beichtvater war der Aufenthalt in Rom auch zum Erwerb des Doktorats bestimmt. Am 18. Januar 1701 fuhren Lukas und Jodok bei strömendem Regen mit der Kutsche zum Collegium Sapientiae, das sie in Begleitung von Abt Firmiani betraten. Beide mussten hintereinander vor einer Kommission in der «Aula Academica» zwei Texte aus dem kanonischen und dem zivilen Recht mündlich auslegen, um im Anschluss daran die Bestätigung ihres erworbenen Doktorats zu erhalten.

Die starken Regenfälle im Dezember hatten den Tiber über die Ufer treten lassen, so dass man die Stadt von St. Paul aus nur noch mit dem Boot erreichen konnte. Im Januar waren die Strassen immer noch unbegebar und selbst mit der Kutsche schwierig zu befahren. Am 20. Januar fuhren Lukas und Jodok gemeinsam mit Abt Firmiani zum Vatikan, wo sie der Leutnant der Schweizergarde, Johann Konrad Pfyffer von Altishofen, empfing. Ihr Besuch galt dem Papst, dem Abt Firmiani Briefe des Fürstbistums von St. Gallen, der Schweizer Benediktinerkongregation und des Abtes von Einsiedeln aushändigen wollte. Da es bereits ein Uhr nachts war, wurde die Audienz mit den beiden St. Galler Benediktinern auf den 25. Januar verschoben. Nach Durchschreiten von sieben Vorzimmern im Vatikanpalast gelangten sie zum neuen Papst, der unter einem Baldachin, eine Stufe über Boden, auf dem Thron sass. Den Dialog mit dem Papst gibt Lukas erneut wörtlich wieder. Dabei kam das Wohlwollen gegenüber dem Kloster St. Gallen deutlich zum Ausdruck. Zum Abschluss erteilte der Papst ihnen einen vollkommenen Ablass und versprach, alles zu tun, was dem Kloster zu Ehre und zum Nutzen gereiche. Nach dem Mittagessen mit dem Schweizergardisten Pfyffer bestiegen die beiden noch die Peterskuppel.

Einer der letzten Einträge ins Tagebuch betrifft den sogenannten Possesso, d.h. die Besitzergreifung des Papstes in Gestalt eines Festzuges vom Vatikan zum Lateran und zurück am 10. April 1701. Von den Gärten der Kirche Santa Francesca Romana aus beobachteten die beiden Mönche den prächtigen Zug aller Kardinäle auf Maultieren und des römischen Stadtadels auf Pferden in Richtung Kolosseum. Brauch war die Verteilung von Almosen, wobei Clemens XI. 300 *rubi* unter das Volk warf. Ein *rubeus* reichte damals für die Brotversorgung eines ganzen Jahres.

Am 21. April 1701 verliessen die beiden Rom und reisten über Venedig und das Tirol nach St. Gallen zurück, wo sie am 24. Mai wohlbehalten eintrafen. Dieser knappe Schluss des Reisetagebuchs mit einem Satz zur Rückreise bildet gleichsam einen Widerspruch zum lateinischen Wortreichtum der vorangegangenen Seiten. Bei ihrer Abfassung dachte P. Lukas wohl kaum an einen in Frage kommenden Leser. Selbst der Abt wird sich kaum Zeit für eine Lektüre genommen haben, obwohl er sich dadurch sowohl einen Überblick über die Reiseerlebnisse seiner beiden Mönche als auch über deren Finanzgebaren hätte machen können. Dem heutigen Leser eröffnen sich dank dem Reisetagebuch von P. Lukas Grass die Städte Rom und Neapel um das Jubeljahr 1700 aus der ungewohnten Perspektive eines Benediktinermönchs. Als solcher bewegte er sich gerade in einer Stadt wie Rom in einem

ganz anderen sozialen Umfeld als ein adeliger Reisender. Dieser wirkt in seinem Bericht oft belehrend, wenn er akkumuliertes Wissen zu Denkmälern wiedergibt, während P. Lukas stets unbekannte Einzelinformationen wie etwa die Kosten für ein Objekt kennt. Zwar zwingt er den Leser seines Tagebuchs, sich die allgemeinen Informationen zu Personen und Sachen selbst zu verschaffen, entschädigt aber wiederum durch neue Anekdoten. Trotz langatmiger Exkurse erweist er sich damit als unterhaltsamer *Cicerone*, dessen Kunst des langsamen Reisens in unserer Zeit beinahe verschwunden ist.

Weiterführende Literatur

Curioses Staats und Kriegs Theatrum beeder Königreich Neapolis und Sicilien ... Verlegt und zu finden bey Gabriel Bodenehr Kupfferstecher in Augspurg, um 1720.

«Dell'aprire et serrare la Porta Santa...». Storie e immagini della Roma degli Anni Santi. Catalogo della mostra (Roma, Biblioteca Vallicelliana, 4 dicembre 1997–30 aprile 1998), a cura di Barbara Tellini Santoni, Alberto Manodori, Roma/Milano 1997.

Johann Eisenring, Coelestin Sfondrati, Fürstabt zu St.Gallen und Cardinal der hl. Römischen Kirche. Versuch einer biographischen Scizze, in: Monat-Rosen 34 (1889/90), S. 402–409, 441–448, 521–535 und 577–592.

Grand Tour. Adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, Akten der internationalen Kolloquien in der Villa Vigoni 1999 und im Deutschen Historischen Institut Paris 2000, hrsg. von Rainer Babel, Werner Paravicini (Beihefte der Francia 60), Ostfildern 2005.

Guida d'Italia: Napoli e dintorni, Milano 2001.

Rudolf Henggeler: Professbuch der fürstlichen Benediktinerabtei der Heiligen Gallus und Otmar zu St.Gallen, Zug 1929.

Peter Hersche: Italien im Barockzeitalter (1600–1750). Eine Sozial- und Kulturgeschichte, Wien/Köln/Weimar 1999.

Richard Lassels: The voyage of Italy, or a compleat journey through Italy, Paris/London 1670.

Tommaso Leccisotti, Il collegio di S. Anselmo dalla fondazione alla prima interruzione (1687 a 1810), in: Benedictina 3 (1949), S. 1–53.

Tommaso Leccisotti, La congregazione cassiense ai tempi del Baccini (1651–1721), in: Benedictina 6 (1952), S. 19–42.

Jean Loup Lemaître: Le voyage d'Italie de Bernard de Montfaucon, in: Dom Bernard de Montfaucon (Actes du Colloque de Carcassonne – Octobre 1996), Tome I, hrsg. von Daniel-Odon Hurel, Raymond Rogé (Bibliothèque Bénédictine 4), Saint-Wandrille 1998, S. 159–186.

Bernard de Montfaucon: Diarium Italicum, sive monumentorum veterum, bibliothecarum, musaeorum, &c. notitiae singulares in itineralio italico collectae, Paris 1702.

Die grossen Familien Italiens, hrsg. von Volker Reinhardt, Stuttgart 1992.

Dieter Richter: Neapel. Biographie einer Stadt, Berlin 2005.

Dieter Richter: Der Vesuv. Geschichte eines Berges, Berlin 2007.

Ludwig Schudt: Italienreisen im 17. und 18. Jahrhundert, Wien/München 1959.

Mein Dank für Korrekturen und Anmerkungen gilt Lorenz Hollenstein, Markus Kaiser, Helena Müller und Dieter Richter.

Riassunto

Nell'Archivio abbaziale di San Gallo si trovano molti diari del XVIII secolo tenuti da monaci del medesimo monastero durante soggiorni durati parecchi mesi a Roma. Il più antico tra essi è quello di padre Lukas Grass che, dal novembre 1699 all'aprile 1701, visse nella città eterna insieme a padre Jodok Müller. Padre Lukas esercitò la funzione di confessore nella chiesa di San Paolo fuori le Mura durante il Giubileo del 1700, ma lo scopo del suo soggiorno e di quello di padre Jodok era quello di ottenere il dottorato in diritto secolare e canonico. Entrambi sfruttarono il tempo passato a Roma anche per visitare le numerose chiese e i palazzi della città nonché i suoi dintorni e per curare i contatti con le alte sfere della curia romana. Oltre a Subiaco e Montecassino, i luoghi ove aveva operato S. Benedetto, visitarono Napoli. Questa città e un viaggio ai Campi Flegrei con i loro fenomeni vulcanici erano tra le tappe più significative del Grand Tour, non solo per i nobili. Come molti altri aristocratici, anche i due sangallesi presero lezioni d'italiano, benché il latino fosse loro più che sufficiente soprattutto per muoversi negli ambienti che frequentavano. Durante l'età moderna la cultura del viaggio dei monaci benedettini fu paragonabile a quella dei viaggiatori secolari. Ma al contrario di quanto accaduto per i diari di viaggio di altri nobiluomini, i diari dei benedettini sono stati perlopiù trascurati dai ricercatori.

PETER ERHART

Zwei unbekannte Ansichten des Vesuv aus dem Jahr 1738 in der Stiftsbibliothek St.Gallen

Am Abend des 22. Oktober 1700 nahmen die beiden St.Galler Benediktinerpatres Lukas Grass und Jodok Müller Abschied von der Klostersgemeinschaft S. Severino in Neapel. Der Kutscher war bereits für die Rückreise nach Rom verpflichtet und das Besichtigungsprogramm offenbar vollständig absolviert. Trotz allgemeiner Zufriedenheit mit der Exkursion von Rom, wo sie sich zwecks Studium und Aushilfe als Beichtvater im Jubeljahr 1700 während 19 Monaten aufhielten, nach Neapel nennt P. Lukas in seinem Reisetagebuch (Stiftsarchiv St.Gallen, Bd. 286) zwei bedauerliche Lücken: die Reliquien des Heiligen Gennaro, sein Haupt und sein Blut, die sie wegen Abwesenheit eines der beiden Schlüsselträger, des Erzbischofs von Neapel, nicht sahen, und den Vesuv, auch Monte Somma genannt. Wider Erwarten war es nicht der ständig aus dem Krater aufsteigende Rauch, der sie von einer Besteigung Abstand nehmen liess, sondern der Dauerregen während ihres Aufenthaltes am Golf von Neapel. Dieser hinderte sie allerdings nicht an einer Fahrt nach Pozzuoli, wo sie wenigstens auf den Phlegräischen Feldern vulkanische Phänomene bestaunen konnten.

Vom Wetter begünstigt waren hingegen 30 Jahre später zwei weitere St.Galler Patres, nämlich Bernhard Frank und Cölestin Gugger von Staudach. Sie unternahmen am 18. März 1730 beinahe dieselbe Grand Tour zur Solfatara und an den Golf von Baiae. Von einem einheimischen Bauern (*rusticus*) als Cicerone liessen sie sich an der Solfatara «Vulkaneffekte» vorführen, indem dieser mit einem Steinwurf auf den Boden das hohl klingende Echo der Unterwelt auslöste. Offenbar beeindruckte sie der Gang durch die dichten Schwefelwolken der Solfatara dermassen, dass P. Cölestin in seinem Reisebericht (Stiftsarchiv St.Gallen, Bd. 1934) den Vesuv mit keinem Wort erwähnte. Und dies, obwohl er gerade in diesem Jahr wieder besonders aktiv war.

Dreimal hingegen bestaunten P. Iso Walser und P. Antonin Rüttimann im März 1749 aus der Ferne kleinere Explosionen aus dem Vesuvkrater (Stiftsarchiv St.Gallen, Bd. 1935). Wie ihre Vorgänger verzichteten die beiden St.Galler Benediktiner auf die Besteigung des aktiven Vulkans, obwohl sie mit dem Besuch des Palazzo Reale in Portici bereits an dessen Fuss angelangt waren. Sie begnügten sich mit der Lektüre des «Diarium Italicum» von Bernard de Montfaucon (1655–1741), der am 2. November 1698 erfolgreich zum Kraterrand aufgestiegen war und darüber einen kurzen Bericht publiziert hatte. Montfaucons Reisetagebuch gehörte zum Reisegepäck von P. Iso, denn er gibt dessen Bericht wörtlich wieder:

«Am zweiten November bestiegen wir in den Nachmittagsstunden – angezogen nicht nur von der Berühmtheit des Ortes, sondern auch von den Spuren des jüngst

erfolgten Ausbruchs – den Berg Vesuv in Begleitung von Antonius Bulifonius. Die Bäume auf dem Berghang waren mit kriechenden Weinranken geschmückt, die von den Weinstöcken ringsherum ausgingen; eine war mit der anderen verbunden, so dass es wie ein fortlaufender Leichenzug aussah.

An diesem Tag gingen wir schwer beladen noch bis dorthin, wo die Weinstöcke Reben trugen. Es mag wunderlich erscheinen, dass ich berichte, auf diesem heißen Boden reiften wirklich Trauben, aber dasselbe hat seinerzeit auch Martial (ca. 40–104 n. Chr.; Epigramme III, 58) beobachtet:

Nach dem November, kurz vor der Wintersonnenwende,
bringt hier der struppige Gärtner noch späte Trauben.

Über die Beschaffenheit des Vesuv, über die unablässigen Eruptionen wird Sonderbares berichtet. So gibt er nämlich bald Dämpfe, bald Flammen von sich, schleudert riesige Steine aus, bald erschüttert in Höhlen gepresstes Feuer die Erde, und durch höllische Auswürfe und flüssige Stoffe, die hier herausfließen, verursacht er endlose Schäden, er bringt Verderben für Burgen, Dörfer, Menschen und Vieh; und, unglaublich zu sagen: Er stösst mit ungemeiner Kraft Wasser aus, so dass es – die umliegenden Orte überschwemmend – im Niederstürzen Menschen, Häuser und Äcker verwüstet.

Was ich berichte, wurde schon von vielen erzählt, zuletzt vom löblichen Bulifonius, der ein sorgfältig ausgearbeitetes Diarium der Vesuvausbrüche herausgegeben hat, worin sie einzeln beschrieben sind.»

Secunda Novembris pomeridianis horis, comite Antonio Bulifonio, in montem Vesuvium properamus, quo nos evocabat non celebritas modo loci, sed nuperae etiam eruptionis vestigia. In acclivi montis arbores vitibus adrepentibus ornatae, quae palmites circumquaerue emittunt, alios aliis annexos, continuatum funem diceres. Qua die transiimus onusti adhuc uvis palmites erant; quod mirum videatur, in aestuoso nimirum solo tam fero uvas maturescere: id ipsum aevo suo Martialis observat.

*Hic post Novembres, imminente jam bruma,
Seras putator horridus refert uvas.*

De Vesuvii montis forma, eruptionibus assiduis, mirabilia narrantur. Quo pacto scilicet modo fumos, mox flammam erumpet, lapides ingentes emittat; mox compressi in cavernis ignes terram succutiant; hinc evomit infernalis liquidaeque materiae effluviis, infinita damna importet, perniciemque adferat castellis, vicis, hominibus, jumentis: & quod incredibile dictu, ingentem vim aquae evomat, ut circumvicina loca demersa, interitu hominum, domorum, agrorumque ruina devastet; id inquam a multis jam recensitum, & nuper a laudato Bulifonio, qui diarium Vesuvii emissionum accurate elaboratum, minutatim descriptis omnibus edidit.

Der berühmte Bernard de Montfaucon war keineswegs der erste Benediktiner auf dem Vesuv, dessen Bericht erhalten geblieben ist. Er wandelte auf den Spuren seines berühmten Mitbruders Jean Mabillon (1632–1707) von der Maurinerkongregation, der bereits 1685 den Gipfel des Vesuv erklommen hatte. In beiden Fäl-

len diente ein Landsmann, der seit 1670 in Neapel ansässige erfolgreiche Verleger Antonio Bulifon (1649–ca. 1707), als «Bergführer». Sein Ruf eilte ihm offenbar voraus, denn zahlreiche französische Reisende scheinen sich ihm anvertraut zu haben. Mabillon etwa gelangte durch ihn nicht nur auf den Vesuv, sondern schätzte ihn auch als Führer durch die Stadt und nach Pozzuoli. Aufgrund dieses Nebenerwerbs bezeichnete sich Bulifon sogar als «einfacher und unwissender Buchhändler, aber grosser Freund der Virtuosen» («semplice libraro ignorante, ma amichissimo dei virtuosi»). Dass dies nicht nur eine leere Behauptung war, belegt seine Korrespondenz, die ihn vor allem als begabten Vesuv-Chronisten kennzeichnet. So lieferte er Mabillon noch 1698 in einem Brief einen «Ragguaglio dello spaventevole moto del M. Vesuvio successo nel mese di Dicembre 1689». Neben der Beschreibung des Ausbruchs von 1689 veröffentlichte er noch weitere Berichte über die Ausbrüche von April 1694, Mai/Juni 1698 und vermutlich auch über jenen vom Juli 1701. Montfaucons Anspielung galt jedenfalls dem «Compendio storico del Monte Vesuvio in cui si dà piena notizia di tutti gli incendi ed eruzioni accadute in esso fino a quindici di Giugno 1698», den Bulifon im Sommer 1698 veröffentlicht hatte.

Während sich französische Grandtouristen an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert dem gebildeten und wohl auch sehr originellen Buchhändler Antonio Bulifon anvertrauten, stellten sich ausserhalb der Stadt meist einfache Bauern als Ciceroni zur Verfügung. Dies galt vor allem für den Vesuv, den beispielsweise der Jesuit Athanasius Kircher 1638 in Begleitung eines gut bezahlten Bauern aus Portici bestieg. Später, besonders nach dem Übergang Neapels an die spanischen Bourbonen im Jahr 1734, waren es vermehrt auch Schweizer Söldner, die ihren Landsleuten die Schönheit von Kunst und Natur am Golf von Neapel erschlossen. Aus Spanien entsandte Schweizer Regimenter waren massgeblich an der Eroberung Neapels beteiligt und spielten auch bei der Konsolidierung der Macht eine gewichtige Rolle. Im Spätherbst 1734 liess König Karl III. zwei Schweizer Regimenter aufstellen, deren Inhaber Joseph Anton Tschudi (1703–1770) aus Glarus und Karl Franz Jauch (1677–1743) aus Uri waren. Beide hatten bereits in spanischen Diensten gestanden. Der Erstgenannte befehligte gemeinsam mit seinem älteren Bruder Leonhard Ludwig (1701–1779) ab 1734 vier Bataillone. Als Leonhard Ludwig 1747 auf das Kommando verzichtete, übernahm Joseph Anton Tschudi bis zu seinem Tod das Kommando über beide Regimenter, während sein Bruder weiterhin im Grad eines Oberstleutnants im Regiment der Schweizergarde diente.

Auf diese beiden Brüder trafen im März 1749 auch die beiden Patres Iso Walser und Antonin Rüttimann, als sie ihren mehrmonatigen Aufenthalt in Rom für einen Abstecher nach Neapel nutzten. Bereits am Tag nach ihrer Ankunft, dem 23. März, machte ihnen der «colonellus» Tschudi seine Aufwartung, um sie mit der Kutsche zum Palais seines Bruders, des «mareschallus» Joseph Anton, zu bringen. Es blieb nicht bei diesem kurzen Antrittsbesuch, bei dem ihnen ein «caffè» gereicht wurde. Bereits am nächsten Tag waren die beiden Mönche zum Mittagessen geladen, zu dem Burgunderwein kredenzt wurde. Anschliessend zeigte ihnen der Mareschallo seine Gemäldesammlung und liess sie von seinem Bruder mit der Kutsche zu ihrer



Ausbruch des Vesuv von 1737 im Werk von Francesco Serao (1738). ETH-Bibliothek, Sammlung Alte Drucke.



13. Leucopetra.
 14. S. Sebastiani vicus.
 15. Massa vicus.
 16. Trochlear vicus.
 17. Barna vicus.
 18. Terductum vicus.

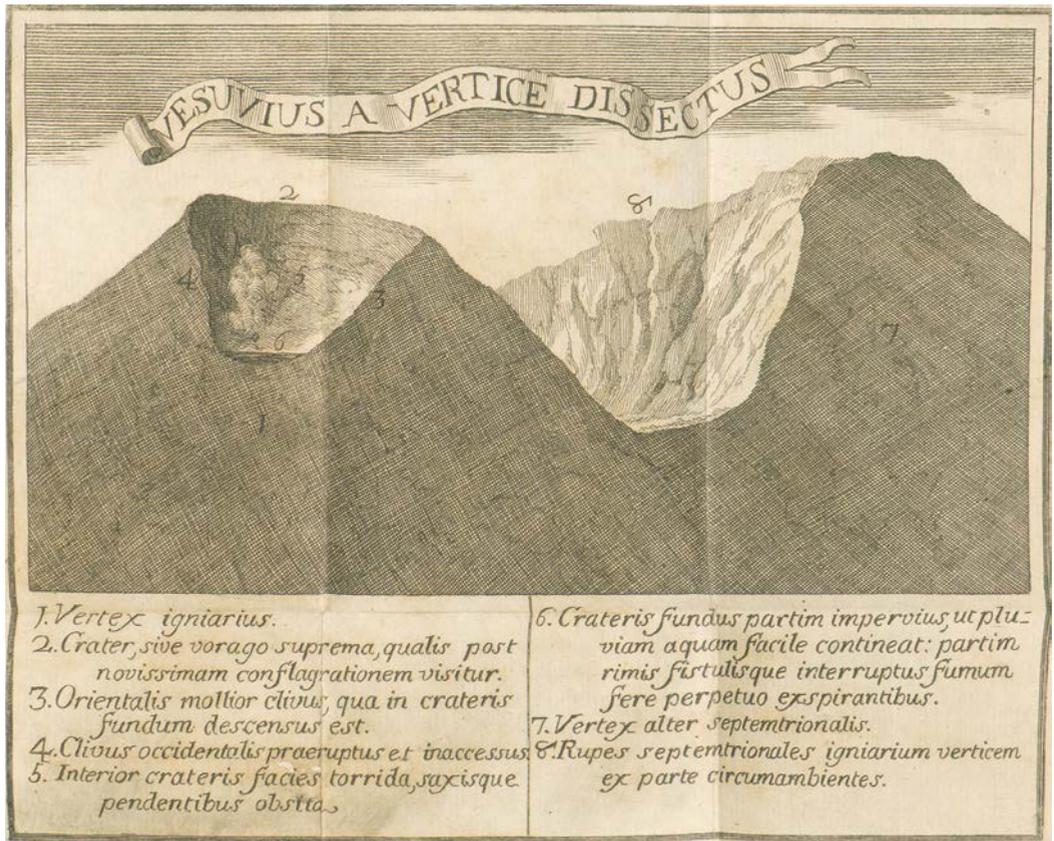
19. Arx novi operis ad orae munimentum.
 20. Turres molariae.
 21. Sebethi ostia ponte munita.
 22. Extremum Orientale suburbium.
 23. Neapolitani Crateris pars.
 24. Turris octava quae Herculano successisse creditur.

Unterkunft, dem Kloster S. Severino, bringen. Als sie am folgenden Tag erneut bei Joseph Anton Tschudi zu Gast waren, lernten sie Leutnant Weber, einen Bruder des St.Galler Benediktiners Conrad Weber (1720–1783), kennen. Dieser führte sie zum Hafen, um ihnen die neuesten Kriegsschiffe des spanischen Königreichs zu erläutern. Obwohl sich dieser Leutnant Weber erst seit neun Monaten in Neapel aufhielt, konnte er seinen Gästen bereits eines der damals berühmten Sprichwörter der Stadt zum Besten geben, das heute kaum mehr bekannt sein dürfte: «In Neapel isst, schläft und stirbt niemand». (*Neapoli nemo manducatur, nemo dormit, nemo moritur.*) Und dies, weil immer alle Strassen voller Lebensmittel sind, weil man immer auf jemanden trifft, der wacht, und weil, während zwei Leichen vor dem Begräbnis in der Kirche aufgebahrt sind, bereits zwei Kinder aus der Taufe gehoben werden.

Beinahe täglich speisten die beiden St.Galler Patres während ihres Aufenthaltes im Palais von Joseph Anton Tschudi. Von hier aus beobachteten sie den Einzug des Regiments Wirz aus Pescara und begannen meist in Begleitung eines Mitglieds der königlichen Schweizergarde ihre Erkundungstouren durch die Stadt. Nachdem sie am 30. März bereits im Königspalast an einem Mittagessen teilnehmen durften, an dem auch der König und die Königin zugegen waren, begleitete sie Brigadier Tschudi auch nach Portici, wo man ihnen dank seinem Empfehlungsschreiben Zutritt zum königlichen Palast und zu den ausgedehnten Gartenanlagen gewährte. König Karl von Bourbon hatte am 23. August 1738 die Errichtung eines «sito reale» in Auftrag gegeben, um hier auf dem ehemaligen Anwesen des Prinzen d'Elboeuf seiner Jagdleidenschaft nachgehen zu können. Und dies obwohl im Vorjahr, im Mai 1737, vom Vesuv her starke Explosionen zu hören gewesen waren und ein Lavastrom am südöstlichen Abhang heruntergeflossen war. Doch auf diese drohenden Gefahren aufmerksam gemacht, erklärte Karl sein Vertrauen auf Gott, die Unbefleckte Gottesmutter und S. Gennaro. Zur Sicherheit liess er allerdings noch ein wissenschaftliches Gutachten über die Phänomene und die Aktivität des Vulkans erstellen, was ihn schliesslich eine leichte Bodenerhebung an der östlichen Peripherie der Stadt als Bauplatz für seinen Jagdsitz auswählen liess.

Der Vesuv-Ausbruch vom Mai 1737 fand in Francesco Serao einen hervorragenden und detaillierten Berichterstatter. Dieser beobachtete im Auftrag der Akademie der Wissenschaften in Neapel das Geschehen und fasste einen Bericht ab. Seine «Istoria dell'incendio del Vesuvio accaduto nel mese di Maggio dell'anno 1737», die 1738 in Neapel erschien, wurde bald ins Lateinische, Französische und sogar Englische übersetzt. Sein Werk ergänzte er durch eine Ansicht des Vesuv vom Königspalast aus (*Vesuvii prospectus ex aedibus Regiis*) und zwei Detailansichten des Kraters.

Bisher ging man von Francesco Serao als einzigem Berichterstatter dieses Ausbruchs des Vesuv aus. Die beiden Herausgeber einer umfassenden Geschichte des Vesuv aus dem Jahr 1929, Giovanni Battista Alfano und Immanuel Friedländer, konnten damals kaum erahnen, dass sich im Besitz der Stiftsbibliothek St.Gallen zwei Vesuv-Ansichten befinden, die ebenfalls den Ausbruch vom Mai 1737 in Bild und Wort festhalten. Vermutlich war diese Arbeit auch Francesco Serao unbekannt, obwohl sie von einem Mitglied der königlichen Schweizergarde in Neapel stammte.



Kraterquerschnitt im Werk von Francesco Serao (1738). ETH-Bibliothek Zürich, Sammlung Alte Drucke.

Zumindest bleiben diese beiden Ansichten in seinem Werk unerwähnt. Dennoch lassen sich seine beiden Stiche mit einer Gesamtansicht des Vesuv und einem Querschnitt durch den Krater gut mit den beiden Darstellungen aus der Stiftsbibliothek zusammenlegen, obwohl es sich bei beiden um eigenständige Arbeiten mit unterschiedlichen Techniken handelt.

An den Tür-Innenseiten eines Bücherschranks im Manuskriptenkabinett der Stiftsbibliothek St.Gallen hängen zwei auf einen schmalen Holzrahmen aufgezogene Pergamenttafeln (47 x 33,5 cm), die eine Gesamtansicht des Vesuv (Num[e]ro 1) und ein beidseitiges Profil des Kraters (Num[e]ro 2) wiedergeben. Für beide mit schwarzer Tinte ausgeführten Zeichnungen zeichnet ein gewisser Johann Christoph Scherscholt verantwortlich, der als Ingenieur im Regiment der Schweizergarde unter Joseph Anton Tschudi diente. Wie Francesco Serao dürfte er seine Gesamtansicht des Vesuv und der darunter liegenden Orte vom Königspalast oder vom Castel dell'Ovo in Neapel aus gezeichnet haben. Die Verbundenheit mit dem bourbonischen König Karl III. lässt sich nicht nur anhand der Perspektive, sondern auch an weiteren Elementen auf der Zeichnung festmachen: Förmlich eingerahmt



Ausbruch des Vesuv von 1737. Zeichnung auf Pergament im Raritätenkabinett der Stiftsbibliothek St.Gallen.



das deiff. Portische

St. Johannes

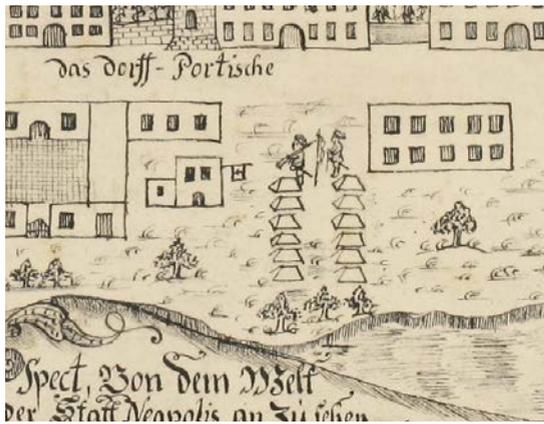
Spekt Von dem Welt
 von der Stadt Neapolis an zu sehen
 bis schier Ende desselben, sein Lobendes Feuer also aufgeworffen
 eher wurffe aus mit beständige sehr hohen grossen Flammen, mit dicken
 auffen weiß Feuerige Stein, deren gahr viel über ein Conhue schwer
 Verhärte die Früchten und alles von Westen gegen Osten bis auff So-
 leirige Lit. A flüß, die fließen wie Feurig Metallene baß Lit. A
 den Seiten schlacken gleich. Dieser Vesuvius ligt 2 Meil Wegs von
 dem obersten gipffell 2 gute stund zu gehen, und wollen dieser berg nit
 bergs inwendige tieffe und söhle hin emsehen, oder garf noch mibt.
 Hoff: Offhaers Jo. Ant. Sartory, Heinrich Wirtz, Christoph Gayer, und
 alle selbst Ano 1738. de 17^{ten} October den berg bestiegen umgangen
 e und zweite gemessen, die sich in wess berges unterste tieffe hin em ge-
 etriam auß gemessen und abgezeichnet. wie auß em folche bestebe, it zu ersehen.
 B. der Feurige flüß, welcher bey dem Creutz C. so bald des 25. Januarij Hautt dort hin
 auß geschwellt gleich einem gesch-fürchten bach, der sich ver kälte an einem orth stäck und
 verbrant hätt. D. Ein Erntatag, deren allein auß durch für bild des 25. Januarij mibt
 Delincau d. Ingen. Schirrscholt, Ano 1738.
 Neapolis 22. 4. October.



werden die Gipfel des Monte Somma und des Feuer und Steine speienden Vesuvus von der Personifikation des Flusses Sebeto in der linken unteren Ecke und einem mit Kanonen bestückten spanischen Dreimaster, wie ihn P. Iso Walser in seinem Tagebuch beschreibt. Der heute kaum mehr wahrnehmbare Sebeto, der am Monte Somma entspringt, fliesst tatsächlich unter dem befestigten «Ponte della Maddalena» durch, bevor er in den Golf von Neapel mündet. Auf der Zeichnung von Scherscholt ist er klar mit eingezeichneter Fliessrichtung zu erkennen, und auch seine Personifikation sitzt mit lockerer Haltung an der Mündung, die Beine überkreuzt, in der Linken ein langes Ruder, darunter die Devise «De Socio Princeps» («Vom Verbündeten zum Fürsten»). Das Motiv für den bärtigen Flussgott Sebeto samt Devise stammte gewissermassen «aus der Hosentasche» von Ingenieur Scherscholt. Als eine der ersten Münzen nach der Machtübernahme liess Karl III. in der Zeche von Neapel Silberpiaster prägen, die auf dem Avers gleichsam als Schutzgottheit den Fluss und die Umschrift zeigen. Selbst der Hintergrund stimmt in beiden Fällen überein: die beiden Gipfel des Monte Somma und des rauchenden Vesuv.

Weitgehende Übereinstimmung zwischen Scherscholt und Serrao herrscht bei der Darstellung jener Orte zwischen Neapel und Torre Annunziata, die heute zu einer einzigen sehr dichten Häusermasse verschmolzen sind. Vor beinahe drei Jahrhunderten präsentierte sich dieser fruchtbare Landstrich noch als Landschaft, in der die einzelnen Dörfer unterschieden werden konnten und nur wenige Häuser umfassten. Es fehlt auch noch der Grossteil jener Settecento-Villen, die im Anschluss an den Palazzo Reale entlang der Küste mit Sicht auf den Golf gebaut wurden. Einer der ersten, der sich bereits 1709 am Strand von Portici eine Villa errichten liess, war Fürst Emanuel d'Elboeuf, ein lothringischer Besatzungs-Offizier in österreichischen Diensten und General der Kavallerie des Königreichs von Neapel. Als Arbeiter beim Ausheben eines Brunnens auf seinem Grundstück auf die Mauern eines römischen Theaters stiessen, war dies der Auslöser für ein «weltgeschichtliches Ereignis» (Richter, S. 80), die Entdeckung von Herculaneum. Nach dem ersten Verschwinden zahlreicher Funde wurden nach dem Tod von Fürst d'Elboeuf die schwierigen «Minenarbeiten» eingestellt. Der grosse Ausbruch des Vesuv vom Mai 1737 liess König Karl III. mit dem Beginn der Ausgrabungen in Portici und der Errichtung des Königspalasts noch abwarten. Erst als der Vesuv nach anderthalb Jahren völlig untätig war, gab er am 22. Oktober 1738 den Befehl, neue Grabungen zu versuchen. Die Leitung übertrug er dem Spanier Joaquín de Alcubierre, dem ab 1748 Karl Weber (1712–1765), ein Schweizer Militäringenieur, assistierte. Während sich Letzterer mit einer systematischen und wissenschaftlicheren Arbeitsweise in der Archäologie einen Namen machte, war seinem Kollegen und Landsmann Johann Christoph Scherscholt zehn Jahre vorher eine erste genaue Vermessung des Vesuvkraters gelungen.

Serrao gibt bei einzelnen Dörfern den Häuserbestand schemenhaft wieder. Scherscholt hingegen verwendet kartographische «Symbole», die entgegen der Realität frontal zum Betrachter der Zeichnung ausgerichtet sind. Obwohl Scherscholt kein Abbild der Realität anstrebte, stimmen einige Fixpunkte mit Serrao überein. So bil-



Zeltlager von Soldaten in Portici. Ausschnitt aus der Vesuv-Darstellung im Raritätenkabinett der Stiftsbibliothek St.Gallen.

den beide die drei Windmühlen südlich des Ponte della Maddalena ab. Am Abhang des Monte Somma sind mit ihren Kirchen die Orte Trócchia, Massa di Somma und S. Sebastiano dargestellt. Es folgen an der Küste unten S. Giovanni a Teduccio und dahinter Barra. Einzig die Beschriftung von Portici in eingedeutschter Form als «das Dorff Portische» dient hier zur Orientierung. Hier zeichnet Scherscholt ein Zeltlager mit zwei Soldaten ein, das möglicherweise jenes des Schweizerregiments war. Etwas weiter südlich befindet sich die Kirche S. Maria di Pugliano oberhalb von Resina, dem heutigen Ercolano, wo man mit dem Aufstieg auf den Vesuv begann. In der Ferne erkennt man das exponierte Camaldoli bei Torre Annunziata. Dass damals die Situation noch jener von 1698 glich, als Montfaucon den Vesuv bestieg, beweisen die zahlreichen Weinstöcke, die einen Kranz um die beiden Gipfel bildeten. Doch gilt es an dieser Stelle den Autor des Bildes selbst zu Wort kommen zu lassen, der auf einer Pergamentrolle im unteren Drittel des Bildes eine Bildlegende bietet:

Der gantze Prospect, von dem welt / berühmten Berg Vesuvio, wie er von der Statt Neapolis an zu sehen. / Dieser hat auss seinem inneren Loch Anno 1737, den 9^{ten} May, biss schier Endt desselben, sein tobentes Feuer also aussgeworffen, / dass es denen Einwohner ein grossen Schrecken verursacht. Diesser wurffe auss mit beständigen sehr hohen grossen Flammen, mit dickem / schwarzem Rauch, mit Praussen und Knallen, auff alle Gegent hauffenweiss feuerige Stein, derren gahr viel über ein Centner schwer / waren. Die Stein, die Aschen, welche mehr ein schwartzen Sant, verhärte die Früchten und alles von Westen gegen Osten bis auff 30 / teutsche Meillen von diesem Berg laufften bis in dass Meer viel feurige = Lit: A Flüß, die fliesten wie feurig mettallene bäch = Lit: A / Jetz scheinen sie aber wie ein verharte, umbgeplügete, schwartze Erden den Eisenschlacken gleich. Dieser Vesuvius ligt 2 Meillen Wegs von / Neapolis. Wer ihn besteigen will, der hat von dessen Fuss an bis auff seinen obersten Gipffell 3 gute Stund zu gehen; und weillen dieser Berg nit / allzeit feuret, wohl aber rauchet, als kann man zu Zeiten in dieses Bergs inwendige Tieffe und Höhle hineinschauen, oder gar doch niht / mit kleiner Gefahr hineingehen; dass ein solches in Wahrheit bezeugen Herren Officiers Johann Anton Sartory, Heinrich Wirtz, Christoph Gasser, und / unsers Guarderegiments Ingenieur Johann Christoph Scherscholt. Die wir alle selbst Anno 1738, den

17^{ten} October, den Berg bestiegen, umgangen, / und auch nach dess Kronprinzens von Pohlen seinen Leuten die anderte und zweite gewesen, die sich in dieses Berges unterste Tieffe hinein ge- / wagt, darinnen nit allein alle Situation besichtiget, sonder auch selbe per Geometriam aussgemessen und abgezeichnet wie auch ein solche bestehe, ist zu ersehen / in der andern Karten oder Profil. Numro 2. Nota **A:** die feurig lauffente Flüss. **B.** der feurige Fluss, welcher bey dem Creutz. **C.** so bald dess hl. Januarii Hautb dorthin / getragen worden, still gestanden, und sich miraculoser weiss über zehn Ruthen hoch auffgeschwellet gleich einem grossfliessenten Bach, der sich vor Kälte an einem Orth stäck und / nach und nach höher auffgefrieret, wo sonst dieser Fluss dass gantze unten ligente Dorff verbrennt hätte. **D:** Ein Erimitasch, deren allem auch durch Fürbitt dess hl. Januarii nicht / dass minteste Leyd wiederfahren; gleichfallss auch der Kirchen **E:**

*Delineavit Ingenieur Scherscholt
Neapolis 20. October Anno 1738*

An einem Dienstagmorgen, dem 17. Oktober 1738, bestiegen die Herren Gardeoffiziere Johann Anton Sartory, Heinrich Wirtz, Christoph Gasser und der Gardeningenieur Johann Christoph Scherscholt diesen «weltberühmten» Berg Vesuv, der – wie wir gesehen haben – bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts zum abenteuerlichen Höhepunkt einer Grand Tour avancierte. Johann Caspar Goethe, den Vater des Weimarer Dichturfürsten, verleitete dieser Umstand in seinem Bericht über seine Exkursion von 1740 zur ironischen Bemerkung: «Alle wißbegierigen Besucher des Vesuvs schmeicheln sich, mehr über ihn zu wissen als ihre Vorgänger.» Wenn dies tatsächlich auf jemanden zutraf, dann auf diese vier Mitglieder des Schweizer Garderegiments, die den Berg nicht nur bestiegen, sondern auch den Krater erkundeten. Zu übertreffen galt es zu diesem Zeitpunkt die «Leute des Kronprinzen von Polen», die – sofern es sich um Jakob Louis Heinrich Sobieski (1667–19. Dezember 1737) handelte – bereits in der zweiten Jahreshälfte 1737 im Vesuvkrater gewesen waren. Ihnen ging es aber nicht allein um eine Besichtigung des Kraters, sondern um dessen Vermessung «per Geometriam».

Sehr genau kannte Ingenieur Scherscholt den Verlauf der nun erstarrten Lavaströme (A). Am 20. Mai 1737 hatte sich auf der südwestlichen Flanke des Kegels die Hauptspalte geöffnet, aus der mehrere Lavaströme hinunterströmten. Der mächtigste von ihnen hatte sogar Torre del Greco erreicht, die Kirchen des Purgatorio und Carmine umringt und war dann geradeaus bis zum Meer hinuntergeflossen. Nach Scherscholt war es die Fürbitte von San Gennaro, die sowohl die als S. Johannis beschriftete Kirche in Torre del Greco (E), als auch die Einsiedelei (D) vor den Lavamassen bewahrte. Diese 1690 erstmals auf einem Stich des Vesuv (nach dem Werk «Pyrologia» von Bottoni) dargestellte «Erimitasch» blieb auch aufgrund ihrer Lage auf dem von Scherscholt besonders hervorgehobenen *Colle San Salvatore* von den Lavamassen verschont. Wohl seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entwickelte sich diese Kapelle mit angeschlossener Klausur zu einer beliebten Raststation, wo man sich bei einem dem Berg trotzenen Einsiedler stärken lassen konnte. Unsere



Aufstiegsroute der Schweizer Söldner im Jahr 1738 mit einer der frühesten Darstellungen der Einsiedelei. Ausschnitt aus der Vesuv-Darstellung im Raritätenkabinett der Stiftsbibliothek St. Gallen.

vier Schweizer Gardisten hatten sich aber offenbar andernorts Proviant verschafft, da sie den direkten Weg von Santa Maria di Pugliano zwischen den berühmten Rebbergen der *Lacrymae Christi* hindurch auf den *Piano delle Ginestre* wählten.

Hier berichtet Scherscholt von einem weiteren Wunder, das den Ort Portici vor der Zerstörung bewahrt haben soll. Ein Kreuz markierte die Stelle, wo die Prozession mit dem Haupt von San Gennaro die herabfliessenden Lavamassen sich über 20 Meter (zehn Ruten) auftürmen liess. Beeindruckt von diesem riesigen Lavaberg, stellte Scherscholt möglicherweise sich selbst als Knienden mit dem Rosenkranz in den Händen vor dem Kreuz dar. Diese Prozession scheint einmalig zu sein, denn in der Regel wurde die berühmte Reliquie vom Dom in Neapel nur bis zum Ponte della Maddalena getragen, wo bis heute eine Statue des Heiligen dem Vulkan Einhalt gebieten soll. Serao lässt diese Episode in seinem ansonsten genauen Bericht aus. Jedenfalls war dieser Halt vor dem Kreuz auch der Moment, vom Maultier abzustiegen und zu Fuss mit Wanderstock und Kopfbedeckung zwischen den erstarrten Lavaströmen zum Kraterrand emporzusteigen. An Stelle der in der Gesamtdarstellung vermittelten Dramatik des Feuer und Steine speienden Vesuvs, die Scherscholt mit eingezeichneten Blitzen noch unterstrich, war zu diesem Zeitpunkt nicht nur der Aufenthalt am Kraterrand, sondern sogar ein Abstieg zur Kratersohle möglich. Dem Inneren des Kraters galt das eigentliche Interesse der vier Schweizer Gardisten, für die nach dem anstrengenden Aufstieg nun die Arbeit begann. Ergebnisse dieser Arbeit werden erneut in Wort und Bild (Numro 2) dokumentiert:

Der gantze inwendige Prospect oder Profil von dem weltberühmten Berg Vesuvio. / Dieses Berges inwendiges Rauch- und Feuerloch, welches Anno 1738, den 17^{ten} Octobris,

von Herren Officiers und schon abgemelten / Ingenieur nach seiner völliger Weithe, Tieffe besehen und per Geometriam abgemessen worden, ist erstens: oben von Lit: **A** bis **B** der Diameter / 160 $\frac{1}{3}$ Ruthen, also dass seine oberste Circumferentz sich bis auff 504 Ruthen $\frac{6}{7}$ Schu belauffet. Von **B** bis **C** ist seine Tieffe 80 Ruthen, von **C** / bis **D** ist ein grosser, ebener, sandiger Blatz, welcher in der Länge 24, in der Breyde 17 $\frac{1}{4}$ Ruthen hat. Auff diesser Ebene ligt ein grosser Stein, der über 2 Ruthen / im Umbgreiss hat. Von **D** bis **E** ist wieder ein fast gleich grosser Blatz, aber nicht eben, weillen selbiger mit viellen grossen Steinen angefüllt. Auff der Seyte / **F** ist das grosse Feuer- und Rauchloch. Nota: Auff dem Boden oder Ebene **C D** wird weder Hitz noch Rauch nit verspühret. Rings aber umb die / Wänd herumb von unters bis zu oberst sieht man viel tausent Ritz oder Erdsprüng auss welchen allen ein schwebilichter und schwarzer .g. Rauch / gehet, gleich auss einem Ziegelofen, der oben umb und umb mit Sant bedeck; wie weyder man mit einem Stecken in diese Ritz hin- / ein stichet, wie hitziger und stärker der Rauch heraus dringet. Das Sand, die Stein, die doch nichts anzünden, sein so hitzig, dass / mann keine ohne Verletzung in die Händ nehmen darff. An den hitzigsten zerspaltenen Felssen fliest und hanget von vielem her- / auss gehauten Dampff und Rauch eine schwebelarthige Materie, wie auch ein hartziges, gantz flüssiges und mit unterschiedlichen / als schwarzen, grünen, gelben, braunen Farben vermengtes Wessen, die Hitz und Rauch verfressen die Felssen und Stein, / gleich einen Tauchstein, nach welchem auch alles zu Aschen oder aussgebrenten Sand zerfalt und die Lufft- oder Rauchlöcher auff / ein Neues verstecket. Welches letzterre, weil es nach und nach ungefehr innerhalb 20–30 auch bis noch mehrren Jahren / zu geschenh pfllegt. Die Ursach ist, warumen als dann der Berg wiederum auff ein Neues mit Gewalt Lufft suchet, und quam datam / portam in sein altes, ungeheures Feuer aussbricht.

Johann Christian Scherscholt

Delineavit

Bevor man von der Westseite in den Krater abstieg bzw. auf dem Hosenboden mit dem Stock in der Hand hinunterrutschte, wurde sein Durchmesser erfasst. Gut zu erkennen ist, dass nach dem Ausbruch vom Mai 1737 der Rand im Osten etwas niedriger war als im Westen. Scherscholt berechnete den Durchmesser von A nach B mit 160 $\frac{1}{3}$ Ruten (bei 1 neapolitanischer Rute = 2,10936 m = 338,2 m), dessen Umfang mit 504 Ruten $\frac{6}{7}$ Schuh (1060,5 m). Damit wich er beträchtlich von Francesco Seraos Ergebnissen ab, der vermutlich noch vor den Schweizer Gardisten den Vesuvkrater vermessen hatte. Dieser kam auf einen fast doppelten Durchmesser von Ost nach West von 350 Ruten (740 m). Beinahe Einigkeit herrschte hingegen bei der Vermessung der Kratertiefe. Scherscholt kam auf 80, Serao auf 84 Ruten (169 bzw. 178 m).

Im Gegensatz zu Serao vermessen Scherscholt und seine Kameraden auch den Kraterboden, einen ebenen, sandigen Platz von 50 x 36 m. Auf dieser Ebene lag ein grosser Stein mit mehr als vier Meter Umfang. Daneben befanden sich das grosse «Feuer- und Rauchloch» (F) und eine weitere mit Steinen angefüllte Senke. Trotz der noch glühenden und rauchenden Wände war dies der Ort, wo man sich nach verrichteter Arbeit auf sandigem, aber nicht heissem Boden zu einem Picknick

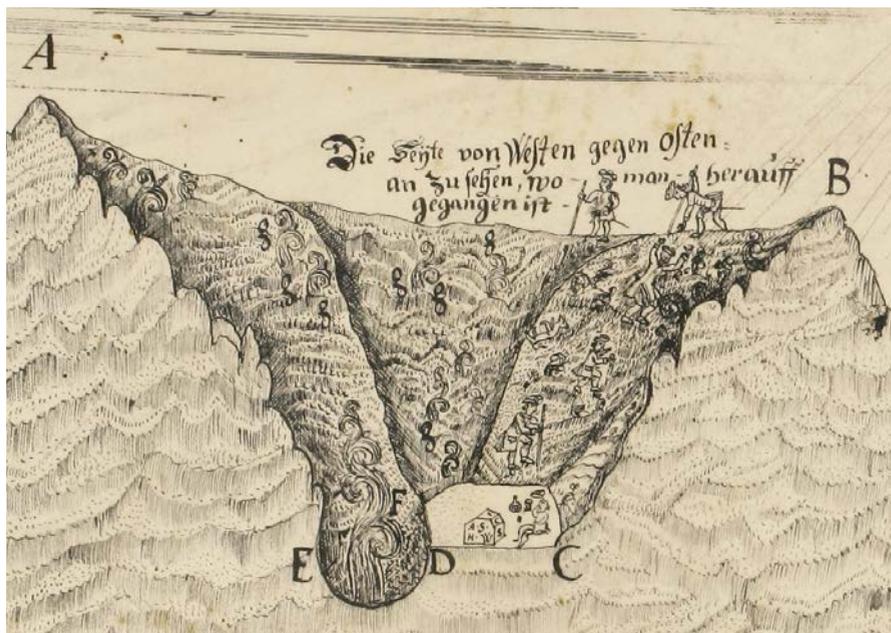


Abstieg der Schweizer Söldner in den Krater des Vesuv von 1738. Ausschnitt aus der Krater-Ansicht des Vesuv im Raritätenkabinett der Stiftsbibliothek St. Gallen.

niederliess. Der an Stangen auf den Berg transportierte Wein im Korbgeflecht wurde nun geleert, um gleichsam «dem alten Riesen zu trotzen und im Angesicht des Todes ein Hoch auf das Leben anzubringen» (Richter, S. 91). Mit dabei war auch ein Hund, der, beim Kraterabstieg noch recht lebendig, die Schwefeldämpfe nicht überlebt haben dürfte. Bevor man aber auf der Ostseite des Kraters den Aufstieg in Angriff nahm, galt es, sich noch auf besondere Art zu verewigen: Nimmt man den grossen Stein inmitten des Kraters unter die Lupe, erkennt man die eingeritzten Initialen der vier Schweizer Gardisten: ICS für Ingenieur Christoph Scherscholt, AS für Anton Sartory, HW für Heinrich Wirtz und CG für Christoph Gasser.

Dass damals ein Abstieg in den Vesuv ein besonders denkwürdiges Ereignis war, belegen nicht nur die Graffiti auf dem Steinbrocken im Krater. Auf der Rückseite dieses Pergamentblattes findet sich noch ein Vermerk, der Zeugnis von einer weiteren Exkursion auf dem Vesuv ablegt. Erneut sind es drei Mitglieder der neapolitanischen Schweizergarde, die gemeinsam mit einer Frau am 29. August 1740 in den Vesuvkrater hinabstiegen und ihre Tat auf Pergament dokumentieren wollten. Leider handelt es sich um ein Fragment, da Teile des Textes unter dem Holzrahmen verschwinden:

*Wür Ends unterschribene attestieren mit Gegend /..)
 das wör den 29. August 1740 den Berg Vesuvium a (..)
 bestigen in die innerste Tiefe desselben eingegangen (..)
 seits nach seiner dermahligen Beschaffenheit wohl besicht (..)
 dessen allgem. mehrerer bekräftigung haben wür beygeleg (..)*



Aufstieg der Schweizer Söldner aus dem Krater des Vesuv von 1738. Ausschnitt aus der Krater-Ansicht des Vesuv im Raritätenkabinett der Stiftsbibliothek St.Gallen.

von tiefstem Grund desselben herausgehollt.

F. Constantius d'Aa[...]

H.A. Sartory Capit.

Maria Francisca ho [...]

Helbling Med(ecin) aux gardes

Leider ist jenes aus dem Vesuv mitgenommen Souvenir, vermutlich ein Lavabrocken, nicht mehr erhalten geblieben. Stattdessen besitzen wir möglicherweise den ersten Beleg für eine Frau auf dem Vesuv, die sich in dieser inaktiven siebenjährigen Phase nach 1737 gemeinsam mit ihrem Mann auf den Berg wagte. Da diese Maria Francisca auf den Namen von Hauptmann Johann Anton Sartory folgt, könnte es sich um dessen Frau gehandelt haben.

Mit dem Namen Sartory gelingt auch der Brückenschlag zum heutigen Aufbewahrungsort der beiden Tafeln. Johann Anton Sartory war offenbar der einzige, der zweimal, am 17. Oktober 1738 und am 29. August 1740, den Vulkan bestieg. Es dürfte sich bei ihm um den erstgeborenen Sohn von Johann Jakob Sartory (1687–1734) handeln, der 1726 in spanischen Diensten im Schweizerregiment Bessler bezeugt ist. Von seinen Söhnen blieb der Zweitgeborene Karl Anton Sartory (1716–1778) bis auf einige Einsätze in Italien die meiste Zeit in Spanien und diente als Offizier im Regiment Dunant. Der Jüngere, Joseph Leonz Ignaz Sartory (1721–1791), machte Karriere im Dienst des Fürstabtes von St.Gallen, bevor er 1758 Inhaber einer halben Kompanie des Regimentes Dunant wurde. Nach seiner Rückkehr aus Spanien

wirkte er in der Fürstabtei St.Gallen ab 1763 als Hofkanzler und ab 1783 als Obervogt von Rorschach. Über diesen Bruder des Johann Anton Sartory kamen die beiden Vesuvbilder vermutlich in den Besitz des Klosters St.Gallen. Trotz der während des 18. Jahrhunderts vielfältigen Beziehungen zwischen dem Kloster St.Gallen und Neapel erscheint dieser Weg als der plausibelste. Natürlich ist auch ein Geschenk des Königs an den Abt nicht auszuschliessen. Die Korrespondenzen im Stiftsarchiv St.Gallen deuten auf einen regelmässigen Kontakt zwischen den Fürstbäben von St.Gallen und dem König von Neapel hin. Der letzte Fürstabt von St.Gallen, Pankraz Vorster, war zudem der Sohn eines Hauptmanns im Regiment Jauch und wurde deshalb 1753 in Neapel geboren. Doch würde die Annahme, seine Beziehungen zu seinen Verwandten in Neapel seien der mögliche Hintergrund für den Weg der beiden Zeichnungen von Johann Christoph Scherscholt ins Kloster St.Gallen, allzu weit führen.

Ingenieur Scherscholt verdanken wir jedenfalls ein einzigartiges Zeugnis für den Vesuv-Ausbruch vom Mai 1737, das bisher kaum Beachtung fand. Neben seiner Bedeutung für die Geschichte des Vesuv wirft es auch mehr Licht auf das Schweizer Garderegiment in Neapel und dessen Mitglieder. Ungewiss bleibt, ob diese aus eigenem Antrieb oder im Auftrag des Königs eine Vermessung des Vesuv durchführten. Da wir mit Francesco Serao aber einen offiziellen Berichtersteller im Dienste der neapolitanischen Akademie der Wissenschaften kennen, dürfte es sich eher um eine Privatarbeit aus naturwissenschaftlichem Interesse handeln.

Weiterführende Literatur

Giovanni Battista Alfano/Immanuel Friedlaender: Die Geschichte des Vesuv, illustriert nach gleichzeitigen Urkunden, Berlin 1929.

G. De Caro: Antonio Bulifon, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* 15, S. 57–61.

Louis Hürlimann: Das Schweizerregiment der Fürstabtei St.Gallen in Spanien 1742–1798, in: *St.Galler Kultur und Geschichte* 6, St.Gallen 1976, S. 23–216.

Bernard de Montfaucon: *Diarium Italicum*, Paris 1702.

Dieter Richter: *Der Vesuv. Geschichte eines Berges*, Berlin 2007.

Karl Schmuki: Die Klosterbibliothek Sankt Gallen als Kuriositätensammlung, in: *Ein Tempel der Musen. Die Klosterbibliothek von St.Gallen in der Barockzeit. Führer durch die Ausstellung in der Stiftsbibliothek St.Gallen (27. November 1995 – 9. November 1996)*, hrsg. von Karl Schmuki und Cornel Dora, St.Gallen 1996, S. 40–51.

Francesco Serao: *Istoria dell'incendio del Vesuvio accaduto nel mese di Maggio dell'anno 1737*, scritta per l'Accademia delle Scienze, Napoli 1738 (Exemplar in der Bibliothek der ETH Zürich).

Mein Dank für Korrekturen und Anmerkungen gilt Markus Kaiser und Dieter Richter. Helena Müller, Mitarbeiterin des Stiftsarchivs, sei für die Übersetzung der Stelle aus Montfaucons «*Diarium Italicum*» herzlich gedankt.



Zahlreiche Mitglieder der Familie Sartory aus Rorschach waren im Solddienst tätig. Die Darstellung zeigt die Familie vor Gibraltar im Jahre 1771. Über diese Familie könnten die beiden Vesuv-Tafeln in die Stiftsbibliothek St.Gallen gelangt sein (Bild in Privatbesitz).

Riassunto

La Biblioteca abbaziale di San Gallo conserva due vedute del Vesuvio dell'anno 1738, che costituiscono documenti finora sconosciuti sulla grande eruzione del maggio 1737. Se ne dichiara autore l'ingegnere Johann Christoph Scherscholt, membro della Guardia Svizzera al servizio del re Carlo III di Borbone. Insieme agli ufficiali Johann Anton Sartory, Heinrich Wirtz e Christoph Gasser egli salì sul cratere del Vesuvio il 17 ottobre 1738 e già tre giorni più tardi aveva terminato la veduta generale della «celebre montagna» con i suoi torrenti di lava. Egli scrisse i risultati delle sue misurazioni della circonferenza e della profondità del cratere nella legenda di un secondo disegno, che rappresenta l'interno del cratere da due diversi lati e documenta anche un picnic sul fondo caldo del cratere dove, su un grande macigno, i partecipanti all'escursione scolpirono le proprie iniziali allo scopo di celebrare un avvenimento che oggi deve essere considerato una significativa fonte per la storia del Vesuvio.



STIFTSBIBLIOTHEK ST.GALLEN

Klosterhof 6d, ch-9004 St.Gallen (Schweiz)

www.stiftsbibliothek.ch stibi@stibi.ch



Società Dante Alighieri San Gallo

